[2]

Die Vielgeprüfte.

Erzählung von A. von Sch . . .

1.

Vom hohen Dome her hallten feierlich die Glocken. Seit Stunden schon lag ich am kleinen Hausaltar, den ich mir in meinem einsamen Stübchen erbaut hatte, vor dem Bilde des allliebenden Erlösers, und bat um Segen für die mir bevorstehende heilige Handlung.

Ich sollte heute am Tische des Herrn unter die Zahl der Christen aufgenommen werden.

Es war ein so feierlicher Tag, ich war so wehmüthig gestimmt, ich hatte seit meinem Erwachen noch nicht aufgehört zu weinen.

Da trat mein frommer Vater, mit dem Liederbuche unter dem Arm, an der Seite meiner gütigen, tief ergriffenen Mutter herein, um mich zur Kirche zu gegleiten.

»Gott schütze Dich, meine gute Tochter!« rief er, segnend seine Hand auf mein Haupt legend.

In Thränen aufgelößt lag ich am Busen des treuen, guten, Elternpaares.

Es war eine ernste, schöne Stunde.

Da rauschte Tante Betty im schwarzen Sammtmantel herein, und störte die rührende Verschmelzung der verwandten Seelen.

Sie fiel meinen Eltern um den Hals und lispelte: »Nun, Herr Schwager und liebe Schwester, so vergebt mir denn, wenn ich Euch wider Willen beleidigte.«

Die feierliche Stimmung war verloren.

Eine Thräne im Auge zerdrückend, umarmte die gute vergebende Mutter die durch ihren bösen Leumund manches Unheil in unsern stillen häuslichen Kreise verbreitende Schwester, ärgerlich brummte mein Vater sein »gleichfalls, gleichfalls,« heraus, und trommelte gedankenlos den Parademarsch der eben zur Kirche geführten Truppen nach.

Tante Betty war eine Stille im Lande.

Sie aß, trank, schlief, lästerte und schalt mit frommer Weihe, goß, wo es irgend möglich war, Oel in's Feuer, und schielte neidisch nach den Früch-

ten des paradiesischen Freudenbaums, von dem ihr nur ein längst vertrocknetes Blatt zu Theil geworden war.

Verlassen in ihrer frühen Jugendzeit von einem untreuen Geliebten, hatte sie sich späterhin noch gern unter die bunten Reihen gemischt, sah sich in Folge dieser Ueberhebung verspottet und ward endlich, — o nur die Männer tragen die Schuld allein, wenn ein böser Dämon unser Herz beschleicht, — ungeliebt, erbittert und verstimmt, eine gallsüchtige, alte Jungfrau, die meinem Vater und meiner guten Mutter tausend Verdrießlichkeiten verursachte.

Der Altar war geschmückt, die Kerzen brannten.

Mit zur Erde gesenkten Blicken schlich ich hinter meinen Eltern dem Betstübchen zu.

Ein junger wohlgebildeter Mann mit edler Haltung stand, als wir eintraten, von seinem Sitze auf, um uns Platz zu machen.

Major von Halden, der in unserm Wohnorte seine Pension verzehrte und unser Nachbar in der Kirche war, stellte ihn meinem Vater als seinen Neffen, den Lieutenant von Lilienholm in p....schen Diensten, vor, erzählte dann, daß er gestern erst

bei ihm eingetroffen sei und einen Monat bei ihm verweilen werde, auch heute das Liebesmahl des Herrn mit uns vereint genießen wolle.

In stiller Andacht hatte ich mich auf den Betschemel geworfen, wollte mein Herz zu dem, dessen Andenken ich heute feiern wollte, erheben — aber ach! ich war nur ein sündiges, eitles Wesen! ich konnte nicht aus vollem Herzensgrunde beten, denn die Feuerblicke, welche der schöne Mann auf mich warf, hatten das Innerste meiner Seele ergriffen, und durch meine aufgeregte Phantasie zuckte das Feuer der ersten Liebe mit hinreißender Gewalt.

»Vergieb, Unendlicher!« flehte ich zu Gott. Ich fühlte, daß ich Unrecht that.

Eine Thräne der ersten Reue trat in mein Auge.

Ich zögerte und trat mit zerknischtem Herzen, die Letzte, zum Altar.

Die heilige Handlung war vorüber:

»Kostbar, herzstärkend, unvergleichlich!« rief Tante Betty, als wir nach Hause kamen. »Stand nicht der junge, herrliche Mann wie ein zweiter Johannes da, als er das Brod einweihte. O!

die Glückliche, die er einst zur Frau Festungspredigerin macht.

»Da schlügen Sie wohl zu, Tante?« frug ironisch mein Vater, im Innersten durch diesen obscönen Gedanken unmittelbar nach der hohen Feier, und in Gegenwart der tief ergriffenen Tochter empört.

»Wenn es Gottes Wille wäre « erwiederte die Thörin mit Salbung, »so folgte ich seiner Fügung,« und übersah in Gedanken über diese Möglichkeit die spottenden Blicke des Vaters, und bat ihn, ihr doch gelegentlich das Concept der heutigen schönen Rede für ihr Andachtsbuch zu verschaffen.

»Bitten Sie ihn doch selbst,« fuhr der Vater bitterböse auf und wandte sich ab. Im Innersten ihrer Seele durch den ungefälligen Schwager erbittert, rauschte die Zürnende in ihr Gemach.

2.

Es mochten wohl acht Tage nach der kirchlichen Feier sein, als der Commandant der Stadt zur Feier des Geburtstags des Fürsten einen solennen Ball gab.

Alle Patrizier des Städtchens waren eingeladen,

also auch mein Vater, dessen Amt als Gouvernements-Auditeur ihn diesen gleich stellte.

Von jeher war ich der Liebling der gütigen Gemahlin des Generals, die mich als Kind immer gern um sich gehabt hatte.

Freundlich führte sie die jetzt zur Jungfrau Erblühte in den Kreis der gefeierten Damen, und bat diese, da meine Mutter der Tante Betty zu Liebe nicht mitgekommen wäre und sie als Wirthin von Geschäften abgehalten werde, für heute Mutterstelle bei mir zu vertreten. Bereitwillig öffnete man mir den Zirkel und kaum hatte ich Platz genommen, als die großen Flügelthüren aufflogen und ein fremder, mir aber nur zu wohl bekannter Offizier hereintrat.

Der General ging auf ihn zu, bewillkommte ihn herzlich und führte ihn in unsere Mitte. »Lieutenant von Lilienholm, meine Damen,« sprach er, auf den Fremden zeigend, »den ich Ihrer Gunst empfehle.« —

War er mir schon in der einfachen Civil-Kleidung höchst interessant gewesen, so stand er jetzt, dem Kriegsgotte gleich, in seiner geschmackvollen, reichgestickten Uniform noch reizender da. Nach geendigten allgemeinen Begrüßungen überflog sein Blick den ganzen Damenkranz und röthete manche

blasse Wange. Endlich blieb sein Auge auf mir haften; Purpur übergoß mich und mein Herz klopfte hörbar. Ich hatte keinen schöneren Mann je gesehen, und fühlte, daß dieser Eindruck nie mehr verlöschen könnte. Eine lange Unterredung mit dem General, der ihn in's Fenster zog, raubte mir seinen Anblick, und da die übrigen anwesenden Herren sich bestrebten, ihre Auserwählten entweder zu unterhalten oder in die Reihen zu führen, so blieb ich Arme unbeachtet neben einigen älteren Damen sitzen und schien zur Wächterin zablloser Körbchen und Umschlagetücher meiner jetzt so angenehm beschäftigten Nachbarinnen für heute Abend erkoren zu sein.

Wehmüthig zerdrückte ich eben eine Thräne, die mir unwillkürlich in's Auge kam, als er zu mir trat und mich in die Reihen der Tanzenden führte.

Neidende und verwunderte Blicke warfen meine Bekannten auf mich.

Ein besserer Tänzer war in unserm ganzen Städtchen nicht zu finden, und ich fühlte mich glücklich, an dem Arme des schönen Mannes durch die nachschauenden Reihen dahin zu fliegen.

»Darf ich mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen?« flüsterte nach den letzten Touren mein Tänzer, mir zärtlich die Hand drückend.

Ich wollte antworten, doch eben trat der sorgsame Vater mit dem Schawl herzu, ich konnte nur freundlich mit dem Kopfe nicken, da mir der Muth fehlte, das, was mein Herz innig ersehnte, auszusprechen, auch fürchtete ich meines Vaters Auge, der, wie es mir schien, die Freuden des Festes mit dem Bett zu vertauschen, viel Lust zeigte. Rasch kleidete ich mich an und schied mit Freudigkeit aus dem Kreise, der um des Einen willen eine Fülle von Glückseligkeit über mich ausgegossen hatte. Wir gingen, und mit Hast warf ich in meinem Stübchen allen Putz von mir, um in meinem Bettchen alles Glück, was mir heut zu Theil geworden, noch einmal zu durchdenken und dem Geber alles Guten dafür zu danken.

Holde Träume umgaukelten die jugendliche, im Gefühle der ersten innigsten Zuneigung zu einem Manne Versunkene, als das Wirbeln der Trommeln, das Läuten der Glocken, ein verwirrtes Geschrei von unten her mich aus dem Lande der Ideale zur grausen Wirklichkeit zurückschreckte.

Mein Zimmer war voller Dampf.

Draußen aber lohete und prasselte es schrecklich,

und unten schrieen tausend Stimmen! »Feuer! rettet! helfet!«

Ich sprang betroffen auf, doch eben so schnell sank ich betäubt darnieder.

Da schlug ein heftiger Wasserstrahl das Fenster ein und brachte mich auf einen Augenblick aus meiner Ohnmacht zurück.

Hinter ihm her sprang ein Mann durch die Oeffnung, ergriff mich mit starkem Arme, und kletterte den gefährlichen Weg einer Feuerleiter mitten durch die leckenden Flammen mit mir hinunter.

»Gott sei Dank, sie ist gerettet,« schrie mein trostloser Vater, mich aus den Armen meines Retters reißend. Mir aber sagte des Herzens Stimme, daß Lilienholm mein Schutzgeist gewesen sei. Verbrannt und matt schwankte er fort, die nützliche Ruhe und ärztliche Hülfe zu suchen, wir aber sahen Haus und Hof und unsre ganze Habe rettungslos ein Raub der gierigen Flammen werden.

3.

Der gütige Commandant nahm sich unserer hülfreich an und hatte uns in seinem Palais eine geräumige Wohnung angewiesen.

Der menschenfreundliche Fürst ersetzte unsern Verlust mit milder Hand aus seiner Privat-Kasse, und Tante Betty fühlte sich bei allem ihren Kummer doch erhoben und hochgeehrt, im dritten Stocke des Schlosses, unter einem Dache mit dem Ersten und Vornehmsten der Stadt zu wohnen und auf die übrige Welt herunterblicken zu können.

Mein Herz war gebrochen. Mein Retter, der geliebte Freund, lag durch die Ereignisse jener Nacht auf das heftigste ergriffen, sehr gefährlich darnieder. Der Arzt zweifelte an seinem Aufkommen; ach! ich allein war ja die unschuldige Ursache

Meinen Namen hatte er fortwährend im Fieber-Puroxismus genannt, nach mir hatte er fortwährend verlangt.

In einem Billet hatte mich die Majorin gebeten, dem Leidenden den Trost, mich zu sehen, nicht zu versagen.

»Liebe Amale,« schrieb sie. »Mein Mädchen ist verschwiegen, und außer mir Niemand mit dem Geheimnisse bekannt. O versagen Sie dem Liebenden, der Alles, selbst sein Leben für Sie auf's Spiel setzte, einige freundliche tröstende Worte nicht.«

Dunkel, trübe war der Abend.

Zagend vor Verrath zitternd, folgte ich meiner Führerin. Jetzt waren wir beim Krankenzimmer angelangt, hörbar klopfte mein Herz, die Thür öffnete sich und ich flog an sein Bett.

»Herr, erhalte ihn!« betete ich leise, mich über den Todtkranken, der still und im heftigsten Fieber dalag, hinbeugend.

Er hatte mich verstanden.

Langsam hob er das dunkle, trübe, doch noch immer schöne Auge, drückte meine Hand an die glühenden Lippen, lispelte leise »Amalia,« schloß die matten Augenlieder und entschlummerte.

Tief erschüttert im Innersten des Herzens, schlich ich mich zurück in mein Kämmerlein, warf mich vor dem Bilde des allliebenden Dulders nieder, und betete aus voller Seele: »O Herr, nimm den bittern Kelch von mir, rette ihn, den Einzigen, den ich liebe.«

Ach das bedrängte, unerfahrne Mädchen wußte nicht, was es so heiß erflehte!

Mein herzliches, inniges Gebet war zum Throne des Herrn gedrungen und ward erhört!

Zum neuen Leben war Lilienholm zurückgekehrt,

mit drängender Kraft schlug von allen Seiten die frische Jugendkraft neue Blüthen.

Schon nach vierzehn Tagen konnte er das Zimmer wieder verlassen.

Sein erster Gang war zu seiner Geretteten.

Das sonst so feurige Auge strahlte noch nicht in seinem früheren Glanze, das schöne, männliche Gesicht war noch blaß, doch himmlische Liebe sprach aus seinen Zügen.

Mit herzlichen Worten empfing der Vater den Retter seiner Tochter, mit einem prüfenden Blick auf mich dankte ihm die Mutter, mit hochtrabenden Worten sprach Tante Betty, ich aber lauschte wonnevoll über meine Stickerei gebeugt, um die Röthe, welche auf meinen Wangen glühte, zu verbergen, der Rede des Geliebten.

In einer traulichen Stunde entdeckte Eduard dem Vater unsre Liebe, freudig überrascht, segnete er unsern Bund und goldene Tage einer noch glücklichern Zukunft glänzten mir entgegen.

Da schmetterte die Kriegstrompete.

Ihr Ruf schreckte uns aus den Thränen einer glücklichen Zukunft auf, und rief nur den geliebten Mann von meiner Seite. Trostlos lag ich in sei-

nen Armen. Es war als könnte ich ihn nicht lassen. Schmerzvoll war die Trennungsstunde, doch die Ehre gebot, der König rief.

»Was würdest Du, was würde die Welt sagen,« rief er, wenn ich jetzt feig, muthlos von der kriegerischen Laufbahn zurücktreten wollte; jetzt, da es gilt, mich Deiner würdig zu zeigen?«

Ich hatte nur Thränen statt Worte.

»Der Himmel wird unsern Bund segnen. Er wird mich beschützen in der Gefahr und mich gesund in Deine Arme zurückführen. Bis dahin lebe wohl, theure Geliebte. Die Erinnerung an Dich wird mich zu Allem befeuern, was mich Dir werth macht.«

Das war sein letztes Abschiedswort.

Ich war trostlos.

Umsonst erschöpfte sich die Mutter in Trostgründen, umsonst stellte mir der Vater diesen Feldzug als einen der leichtesten, wenig anstrengenden dar.

Ich hatte Ahnungen, traurige Ahnungen, die mein Herz zerfleischten. O, sie waren nur allzuwahr!

Von jeder Poststation erhielt ich einen Brief von ihm. O! ich war geliebt, wie nie ein Mädchen geliebt worden ist.

Zu meines Vaters Mißvergnügen war ich sonst

nie stark in der Geographie gewesen, und wenn ich Abends die Zeitungen vorlesen oder etwas der Art treiben sollte, fielen mir gewöhnlich die Augen bei diesen mir uninteressanten Dingen zu.

Aber jetzt war ich wie umgewandelt.

Zum Erstaunen Aller verschlang ich jedes Zeitungsblatt, wußte auf der Landcharte besser Bescheid, wie mein ehemaliger Lehrer, und studirte statt der mir vom Vater recommandirten Kochbücher alle Reisebeschreibungen von Frankreich.

Ich mußte ja den Geliebten auf seiner Bahn begleiten.

Da ward meine Mutter plötzlich unwohl. Reißend nahm die Krankheit überhand; es war im Hochsommer. Die Blüthen verblichen, der Herbst nahte, sein nächster Sturm wehte die Theure ins Grab.

Am Krankenlager der geliebten mütterlichen Freundin hatte ich Lilienholm und St. Miel, wo er meiner Rechnung nach jetzt sein mußte, vergessen.

Ich hatte für nichts Sinn, als für die Leidende; ich saß Tag und Nacht an ihrem Bette — denn die Tante hatte sich neuerdingsin in ihrem Grolle, daß der gefeierte Festungsprediger ein anderes, jün-

geres Mädchen, und wie sie leider erfahren, durch meines Vaters Vermittelung, heimgeführt hatte, mit der ganzen Familie entzweit. Kaum hatten die letzten Erdschollen den Sarg der gelibten Mutter bedeckt, als ich von Kummer, Angst und Noth in dieselbe Krankheit, welche die Entschlummerte in's Grab gebracht hatte, verfiel.

Meine Jungend aber siegte.

Mit den ersten wärmenden Strahlen der Frühlingssonne kehrte neues frohes Leben in meine Brust zurück, die Krankheit war überstanden. Musternd stand ich wieder zum ersten Male vor dem Spiegel, der mir aber zu meinem Schrecken ein blasses, hageres, abgezehrtes Bild, ein Gemäde des Jammers, vor dem ich mich selbst entsetzte, wiedergab. Die jugendliche Frische meiner Wangen war dahin, die Wellenlinien verschwunden, ich war eine Leidensgestalt geworden, Mitleid aber nicht Liebe einflößend.

Und kein Brief von Eduard, an dem ich erstarken, an dem ich mich laben konnte, war während meiner ganzen Krankheit angekommen.

Ich benutzte die erste ruhiger gestimmte Stunde, um ihm der treuen Mutter Verlust und meine eigene Krankheit zu berichten. Zögernd übergab ich

dem Vater das Blatt, um die Adresse darauf zu bemerken.

Lange besann er sich. Es schien, als ob in seinem Innern etwas kämpfe, denn er zerdrückte eine Thräne im Auge.

»Um Gotteswillen, was fehlt Ihnen, Vater,« bat ich; »haben Sie Nachrichten von Eduard?«

»Nicht die geringsten, und das macht mir eben Kummer, murmelte er kurz abbrechend, nahm den Brief, und ging, um ihn zur Post zu befördern.

Der Frühling kam heran. Meine mütterliche Freundin, die Generalin, nahm mich mit sich auf ihr Landgnt. Die herrliche freie Natur, die heitere stärkende Landluft that mir wohl, ich erhielt meine früheren Kräfte, wieder, die Rosen der Wangen kehrten zurück und die vorigen Formen gestalteten sich wieder.

Aber noch immer kam kein Brief von meinem Eduard.

»Kleine Närrin!« tröstete die gütige Schützerin, »denkst Du denn, daß ihm im Gewühl des Krieges Zeit übrig bleibt, um Dir verliebtes, girrendes Täubchen zärtliche Briefe zu schreiben?

Ach, das war ein leidiger Trost, der mich nicht erheitern konnte!

Die Rückkehr des Generals, welcher seinem Fürsten mit in's Feld gefolgt war, zog uns in die Stadt zurück. Unsere Truppen waren auf dem Marsch zu uns begriffen, und eilig sollten die Festungen in haltbaren Stand gegen die nachfolgenden Freiheitsschwindler gesetzt werden: so berichtete der Feldherr.

Tausendmal schwebte mir die Frage nach meinem Eduard auf die Zunge. Meine Aengstlichkeit aber und die Gegenwart der liebenden Gattin, die zu sehr durch die glückliche Heimkehr des Gemahls beschäftigt war, als daß sie meiner, die still und trübe dastand, für den Augenblick hätte gedenken können, verhinderten es.

Thränen entquollen meinen Augen; stummund traurig schlich ich unserer Wohnung zu, und fand meinen Vater eben beschäftigt, die Zeitungen zu lesen.

Er erschrack bei meinem plötzlichen Eintritt und verbarg schnell das Blatt in seinen Busen, doch die Zähren, welche in seinem Auge zitterten, konnten mir nicht entgehen.

Auch Tante Betty, welche sich an der Leiche meiner verklärten Mutter wieder mit uns ausgesöhnt hatte, kam mir mit verweinten Augen entgegen.

Vergebens forschte ich jetzt nach dem Grund der Bewegung, in der ich Beide sah; weder der Vater noch die Tante gaben mir befriegende Antwort, wandten sich aber, da ich dringender wurde, mit ernster Wehmuth ab.

Trübe Ahnungen bemeisterten sich meiner.

Das Aergste vermuthend, forschte ich nicht weiter; ach, ich las es ja in ihren Zügen, der, welcher meinem Daseyn Glück und Werth gab, er war nicht mehr. —

Ein Bote rief meinen Vater schnell zum General. In der Eile hatte er seinen Schlafrock nachlässig hingeworfen, und aus der Seitentasche sah ich das nur halb versteckte Zeitungsblatt hervorragen.

Begierig ergriff ich das verhängnißvolle Blatt, jetzt entfaltete ich das Unglückspapier, las und las und sank endlich, übermannt von namenlosen Schmerzen, bewußtlos dahin.

Es war die Liste der bei Chalons gebliebenen

Offiziere. Eduards Name stand unter den ersten, welche den Tod des Helden gestorben waren.

Das Kreischen der Tante, die Riechfläschchen der befreundeten Nachbarinnen brachten mich endlich wieder ins Leben zurück.

O hätten sie mich doch in der seligen Vergessenheit alles menschlichen Elends gelassen. Ich erwachte, um im trüben Dumpfsein, im trostlosen unglücklichen Dahinbrüten mein Dasein, zu vertrauern. Meines Lebens freundlicher Stern war unter gegangen, trübe dumpfe Grabeslüfte umwehten mich, ich stand einsam und allein in der mir nun öden, verhaßten Welt. Nichts konnte mir den Verlornen ersetzen, für mich war Alles, Alles, was mich an diese Erde knüpfte, dahin.

Tausendmal reifte in mir der Entschluß, in dem nahgelegenen Clarenkloster ein Asyl, eine trostgebende Freistatt zu suchen. Ich sehnte mich nach den heiligen Mauern, wo, entfernt vom weltlichen Treiben, die Bräute bes Himmels ihrem himmlischen Bräutigam zureiften.

Ein halbes Jahr war verflossen.

Der Herbst kam mit seinen tausend Genüssen; für mich gab es keine mehr auf dieser Welt.

Meine gütige Freundin bot Alles auf, mich zu erheitern. Umsonst, mein Kummer lag zu tief in der trauernden Seele.

»Sie kommen, sie kommen!« riefen eines Tages tausend Stimmen, und von fern her tönte schon die rauschende, herrliche Feldmusik der neuankommenden Krieger, welche unsere Invaliden in der Vertheidigung der Festung ablösen sollten. Ich war bei der Generalin, um den Einzug der neuen Truppen mit anzusehen.

Einem Kriegsgottte gleich, tummelte ein mit vielen Orden geschmückter Offizier, der sich an der Spitze der Schaaren befand, das muthige Roß was immer unbändiger ward, je näher es unserm Hause kam.

Ideale waren diese Truppen gegen unsere bisherige Garnison.

Vor dem Hause des Generals hielt der Zug, um diesem das Zeichen der Treue, die durch tausend Kugeln zerlöcherte Fahne zu überbringen.

Jetzt erst hatte ich Gelegenheit, den wilden Rei-

ter, welcher, ehrerbietig den Säbel gesenkt, still und fromm dastand, zu betrachten.

Obgleich er schon in den Jahren vorgerückt, so brannte doch noch das Feuer des Jünglings in seinen Augen, die er dann und wann zu uns emporschlug.

Schlank und dennoch voll und schön geformt war sein Körper. Braune Locken beschatteten die schwarzen feuersprühende Augen. Seine Wangen hatten eine bräunliche Farbe, die Folgen der Sonnen- und Nachtluft, und ein schöner bläulicher Bart erhöhte das martialische Ansehen des kräftigen Martissohns, kurz, es war ein Mann, wie ich mir immer nur den Helden in tausend Ritteromanen versinnbildlicht hatte.

Nicht so schnell, als man erwart:t hatte, rückte der Feind heran. Unsere Gastfreunde hatten die schönste Muße, sich für die vorhegegangenen Unannehmlichkeiten des Krieges zu entschädigen, und treulich benutzten sie auch die Zeit, um frisch und gestärkt den durch brennende Dörfer und Mord und Verwüstung sich ankündigenden Freiheitsschwindlern entgegen zu gehen.

Auch der Major von Zaidler fand sich in unserm Kreise ganz glücklich.

Der lebenslustige, feingebildete, unterhaltende Mann brachte neues Leben in unser stilles Oertchen, wo bis jetzt nur einige Invaliden-Offiziere, die theils verheirathet, theils dem Grabe zureifend, auf die Freuden des Umganges verzichtend, als Wächter gehaust hatten, und wo jeder Ball, mit Tänzerinnen überfüllt, der nothwendigen flüchtigen Tänzerinnen überfüllt, der nothwendigen flüchtigen Tänzer entbehrte, so daß selbst der lahme Stadt-Syndicus und der kurzsichtige Steuer-Revisor stets willkommene Nothhelfer waren. Immer mehr und mehr beachtete mich der stattliche Mann, immer freundlicher wurden die Blicke meiner gütigen Freundin, wenn sie ihr Malchen im tiefen Gespräche mit dem tapfern Offizier sahe, und immer ehrerbietiger nahten sich die Lieutenants dem von ihrem Führer so ausgezeichneten Mädchen.

Selbst Tante Betty machte schon manche Anspielung, wenn der Major, statt den nächsten Weg über den Markt mit seinem vom Exerziren heimkehrenden Batallion einzuschlagen, mit seiner prachtvollen Musik durch unsere Straße zog und jedes-

mal unter meinem Fenster seinen Goldfuchs so tanzen ließ, daß mir himmelangst ward.

»Malchen, Malchen,« drohte sie dann lächelnd, »wir werden wohl bald an die Ausstattung denken müssen.«

Der Himmel weiß es, ich hatte noch nie an so etwas gedacht, denn noch schwebte Eduards Bild unvergessen in meinem Herzen.

Doch Zaidler war gebildet, war viel gereist, erzählte angenehm und ich fühlte mich geschmeichelt, von ihm ausgezeichnet zu werden. Aber von Liebe! — davon wußte mein Herz nichts, das nur dem Hingeschiedenen angehörte.

Doch immer ernsthafter wurde die Sache, selbst die Generalin hatte diese Ansicht, denn sie ließ mich an einem der nächsten Tage in ihr Zimmer rufen, und vertraute mir, was auch das spähende Auge der Tante schon erlugt hatte.

»Sie erschrecken mich, gnädige Frau!« rief ich bestürzt und schlug die Augen nieder.

Freundlich richtete mir die Freundin den Kopf in die Höhe, und sprach, mir tief in's Auge blikkend: »Bist Du noch die vorige Amalia? Vertraue Dich mir, laß mich in Deinem Herzen lesen. Der Major hat sich mir erklärt. Er liebt Dich, und schwört, daß er mit allen Kräften seiner Seele

streben wolle, Dich ganz glücklich zu machen. Sein Vermögen überhebt ihn ängstlicher Berechnungen und er kann Dir nicht nur ein bequemes, sondern glänzendes Leben anbieten, nur mußt Du die Leidenschaft, die Du ihm einflößt, auch erwiedern. Von Dir hängt es nun ab, des herrlichen Mannes Gattin zu werden. Und gut, mein süßes Malchen, gut bist Du ihm doch ein wenig, das lese ich in Deinen Mienen.

Die erfahrne Freundin hatte tiefer in mein Herz geblickt als ich selbst. Ja, mit Wohlwollen hing ich, das fühle ich jetzt, an dem Manne, der mich so sehr auszeichnete: ich mußte es mir gestehen, daß ich ihn sehr schmerzlich vermissen würde, wenn die Ordre ihn abrufen würde.

Das jugendliche Mädchen war geblendet durch den Schimmer des äußern Glanzes, das Herz verlangte nach dem Glück der Liebe, die es früher so beseligt hatte.

Die Generalin malte mir ein so schönes Bild der Zukunft, lobte und verwarf in einem Athem meine Anhänglichkeit an einen Todten und brachte endlich doch meinen Entschluß zum Wanken, obschon mein Gewissen mir Wankelmuth vorwarf.

Ich ließ mich gleich einem Opferlamm leiten, und bald sah Jedermann in mir die erklärte Braut des Majors, nur ich allein war noch immer zweifelhaft, noch immer ungebunden.

Mein guter Vater lebte wieder auf in der Glorie der geliebten Tochter.

Es war ein dunkler, rauher Novemberabend. Der Vater war auf der Resource, Tante Betty in einer Abendgesellschaft, und ich saß am Clavier, wo sich das Innere meines bedrängten Herzens in trübe Dissonanzen auflöste. Da trat der Major mit einem offenen Briefe herein. »Lesen Sie,« bat er, »allein meine Ehre steht auf Ihrer Verschwiegenheit.«

Ich war überrascht.

»Was konnte es wohl seyn, was einer so harten Bedingung bedurfte?« fragte ich lächelnd.

»So lesen Sie nur, Amalia, und entscheiden Sie dann,« fuhr er ernsthaft fort.

Es war ein Unglücksschreiben.

Unser Monarch hatte mit den tobenden Freiheitskämpfern einen Separat-Frieden abgeschlossen, die befreundete Besatzung sollte den Feinden kriegsgefangen übergeben werden, und der Major also,

so lautete der Befehl seines Fürsten, ehe noch der Commandant von seinem Souverain Nachricht erhalte, so schleunigst wie möglich sich mit seinem Bataillon in Sicherheit setzen.«

»Mein Entschluß ist gefaßt,« fuhr er fort. »Theilen Sie die längst ausgesprochenen Gefühle meines Herzens, so traut uns morgen früh in der Stille mein Feldprediger; Nachmittag rücke ich zum Exerziren aus, und kehre nicht heim. Sie machen eine Spatzierfahrt in meinem Wagen, mein Johann ist schon instruirt, und an der Grenze treffen wir uns.«

Alles dies sprach er mit ernster, fast ängstlicher Hast und blickte mit unruhig scheinendem Wesen auf mich hin.

O Gott, so nahe hatte ich die entscheidende Stunde nicht geglaubt. Noch hatte ich mich selbst nicht genug geprüft, noch immer schwankte mein Herz, noch immer wußte ich nicht, ob sich Liebe oder Dankbarkeit, für die zarte Aufmerksamkeit des Majors in meinem Busen regte.

Ich hatte so manche Bedenklichkeiten. Zaidler aber widerlegte mit so tristigen Gründen, er malte das Bild unserer Zukunft mit so herrlichen Farben, daß meine Jugend über mein Gelübde siegte; ich war ja nur ein schwaches, unerfahrnes Mädchen!

Ich ging auf seinen Plane ein und wünschte nun die Beschleunigung der Anstalten zu unserer Verbindung.

4.

Weinend und betend warf ich Unwürdige mich vor dem Bilde des hohen Mittlers nieder, um Vergebung meiner und Beistand bei dem wichtigsten Schritte meines Lebens von ihm zu erbitten, um die Pflichten der Gattin und Hausfrau treu zu erfüllen und mit Geduld und Sanftmuth die ungestüme Hitze meines künftigen Gatten, der bei aller Herzensgüte dennoch unglücklich genug seine Leidenschaften nicht mäßigen konnte, zu ertragen.

Da trat die Tante mit einem kostbaren Diadem, welches mir mein Bräutigam gesendet, in mein stilles Gemach, hinter ihr folgte der Vater, mit forschenden Blicken betrachtete er mich. »Mein Gott, Amalia, wie hat sich das so schnell gemacht?« fragte er besorgt, aber auch erfreut; da reichte er mir ein Billet des Majors, in welchem dieser ihn mit den herzlichsten Worten bat, seinen Segen zu unserer heutigen Verbindung zu geben, jedoch wichtiger Ursachen wegen nichts davon an Fremde bekannt wer-

den zu lassen; schließlich meldete er, daß er binnen einer Stunde mit seinem Feldprediger erscheinen werde, um sich das höchste Glück seines Lebens für immer zu sichern.

Mit zahllosen Thränen sagte ich meinem Vater Alles, was ich ohne Erröthen aussprechen konnte, beschrieb ihm, wie sehr Zaidler in mich gedrungen, gestand auch, daß in dem Augenblick, wo ich ihn für immer verlieren sollte, mir doch mein Herz gesagt, daß es mehr für ihn fühle, als ich früher geahnet, und da ich nun auch gewußt, welche günstige Meinung er immer für ihn gehegt und ausgesprochen, so habe ich nicht länger gezögert, unter diesen Umständen in die schnellste Verbindung zu willigen.

Sonderbar, höchst sonderbar schüttelte noch immer bedenklich mein Vater das Haupt, während mich die Tante festlich schmückte.

»Heimliche Trauung — nichts verlautbar werden lassen — ein Sonderling, der Herr Major. Doch wenn Du nur glücklich wirst, meine theure Tochter,« sprach er, und schloß gerührt die weinende Braut an sein Herz.

Eben reichte uns der Prediger die Ringe, da

fiel — eine unsichtbare Macht schien ihn mir zu entreißen — der meinige klingend auf dem Boden und sprang in zwei Stücken. Ein fürchterliches Grauen durchbebte meine Glieder und Leichenblässe bedeckte meine Wangen. O Gott! war es eine unglückliche Vorbedeutung? Laut schluchzend lag ich an der Brust des Mannes, dem ich für das Leben, für die Ewigkeit übergeben war, am Herzen des tiefgerührten wehmüthigen Vaters, den ich nun bald verlassen sollte, und der sich noch immer nicht weder mit der Stille noch Schnelligkeit dieser feierlichen Handlung befreunden konnte.

Da meldete der Adjutant, daß das Bataillon zum Ausrücken bereit stände.

Tausend Thränen überströmten nun meine Wangen, einer ungekannten Zukunft ging ich entgegen. Pflicht und Kindesliebe kämpften in meiner Brust, ich lehnte mich händeringend in einen Fensterbogen.

»Bin ich Dir nicht genug?« flüsterte mir mit kaum verhaltenem Zorne mein Gatte zu. »Zeige jetzt die Frau des Soldaten, Amalia,« fuhr er gebietend fort.

»Einmal mußt Du Dich doch trennen, heute oder morgen, ganz gleich. Mach' fort der Wagen harrt.«

»Schon jetzt also« — seufzte ich, mit thränenden Blicken mein Auge gen Himmel wendend, »schon

jetzt, so früh schon macht er seine Rechte geltend, und tritt als Gebieter auf.«

Doch es war zu solchen Reflexionen zu spät, ich faßte mich, so gut ich konnte, flog von einem unserer Hausbewohner zu andern, um ihm Lebewohl zu sagen.

Die Trennungsstunde hatte geschlagen. Ich leerte den bittern Kelch, den des Abschiedes von dem geliebten Vater, warf mich in meinen Wagen, an welchen dann und wann mein Mann von seinem in größter Eile der Grenze zu marschirenden Bataillon mich zu trösten, herangesprengt kam, aber mißmuthig und ärgerlich sein Pferd sogleich herumwarf, wenn ich ihm mit Thränen antwortete.

Ach, leider bemerkte ich nur zu bald die Kluft, die unsere Geister trennte.

Der Braut hatte der Major seinen Charakter zu verbergen gestrebt, der Frau hielt er es nicht der Anstrengung werth. Was ich für Mißmuth, für verletzten Solz über meine Thränen gehalten hatte, war eine unglückliche Verstimmung, die ihn wie ein periodisches körperliches Uebel von Zeit zu Zeit heimsuchte und sich auch seiner Seele mittheilte.

Der Arme war zu beklagen, mich aber überlief ein grausender Schauer, denke ich daran, was er mir in einer traulich heitern Stunde als Grund seiner unglücklichen Verstimmung mittheilte.

Als Knabe schon verfolgte ihn ein böser Stern, denn er verwundete unseliger Weise durch ein Gewehr seine Mutter tödtlich. Als Jüngling veranlaßte er durch eine unglückliche Spielerei beim Baden, indem er, sich in die Strömung des Flusses stürzend, um Hülfe rief, seinen besten Freund, ihm zu Hülfe zu kommen. Allein dieser, zufällig sehr erhitzt, blieb, vom Schlag getroffen, an seiner Seite.

Nun wurde er Militair und bekam, durch seinen Jähzorn verführt, Unannehmlichkeiten mit seinem Hauptmann. Die Sache konnte nur durch ein Duell entschieden werden, sein Gegner blieb, und die trostloseste Schwermuth, die mit jedem Jahre zunahm, bemächtigte sich seiner.

In diesen periodischen Anfällen war er dann stumm, in sich gekehrt und düster, und alle seine Aeußerungen deuteten dann auf eine gänzliche Unzufriedenheit mit sich und der Welt, die aber leider in dem Grade stieg, je mehr ich durch Dulden und stete Freundlichkeit und Sorgsamkeit ihm entgegenkam.

Um diese unglückliche Stimmung zu verscheuchen, und die ihm peinigende Erinnerung zu tödten, nahm er seine Zuflucht zu dem leider gewöhnlichen Mittel, dem Wein.

Bald aber reichte auch dieses nicht mehr aus, und nun wurde der Arack sein Labsal, sein Trost, aus dem er Vergessenheit schlürfte.

Tausendmal versprach er mir, das teuflische Getränk zu meiden, wenn ich ihm die Folgen desselben mit kräftigen Zügen malte, aber trotz alles guten Willens konnte er nicht mehr Wort halten, mit magischer Gewalt zog es ihn immer zu dem Giftbecher, was natürlich auch nicht ohne Einfluß auf seine Dienstverhältnisse blieb, weil er im Rausche hart gegen seine Untergebenen, anmaßend gegen seine Vorgesetzten war, und wenn er, durch meine Bitten überwunden, sich einige Tage des bösen Geistes enthalten hatte, kehrte er mit um so heißerer Sehnsucht in seiner Lethe zurück.

Der Friede war endlich geschlossen. Die Armee ward reducirt, und Zaidler bekam in Folge seines Jähzorns und seiner unglücklichen Leidenschaft zum Trunk seine Entlassung.

Um diese Zeit genas ich von zwei lieblichen Knaben, Theodor und Ernst nannten wir sie, als sie in den Bund der Christen aufgenommen wurden, und was meine Bitten nicht bewirkt, was meine Thränen nicht erfleht hatten, das that die Liebe zu unsern Kindern.

Sie waren der Gegenstand, an dem wir uns mit gleicher Theilnahme, froher Liebe begegneten, sie gaben dem Vater zu meiner innigsten Freude eine dauernde und ungestörte Heiterkeit, und Liebe und Frohsinn walteten unter dem Glücksklceblatt. Vergessen waren alle die trüben, angstvolle Stunden, und reichen Ersatz fand ich in der an Genuß reichen Gegenwart für die so oft getrübte Vergangenheit.

Unser häusliches Glück schien jetzt vollkommen zu seyn, da Zaidler ganz liebender Gatte und Vater war. Auch hatten wir einen kleinen Kreis von Freunden für uns gewonnen und unter Musik und gesellschaftlichen Zerstreuungen verfloß der traurige Winter auf das Angenehmste, auch hatte ich in mehreren Frauen unsers jetzigen Wohnorts die vermißten heimathlichen Freundinnen wiedergefunden. Ich trug in der That keinen Wunsch, keine Sehnsucht in meiner Brust, als den, daß mein Vater

Zeuge meines Glücks seyn möchte, den ich jedoch auch früher nicht durch Klagen über mein Geschick in Sorgen und Unruhe versetzt hatte.

Da kam das Frühjahr, mit ihm kehrte, ach leider! meines Mannes unglücklicher Gemüthszustand zurück.

Vergebens bemühten sich unsere Freunde, durch Landpartbieen, durch den Genuß der herrlichen Jahzeit ihn aufzuheitern, immer schwermüthiger, immer düsterer ward sein Gemüth, immer trüber seine Seele.

Um diese Zeit empfing mein Mann ein Schreiben eines kleinen Fürsten, mit welchem er in Frankreich bekannt geworden war; es enthielt einen sehr vortheilhaften Antrag.

Er sollte Feldmarschall seiner gewaltigen, aus 200 Mann bestehenden Armee werden, mit Obersten-Charakter, freier Wohnung und 800 Gulden jährlichen Gehaltes nebst verschiednen annehmlichen Emolumenten.

»Du wirst gestehen müssen,« sprach er, als er zum ersten Male seit 14 langen Tagen freundlich in mein Zimmer trat, »daß dies ein herrlicher Vorschlag ist. Ich komme wieder in Thätigkeit.

Diese verdammte Ruhe, dieses liebe, ewige Einerlei, und dieses Nichtsthun könnte mich verrückt machen, am Ende gar noch in's Grab bringen — darum hoffe ich, daß Du auch Deine Einwilligung gern geben wirst, da überdies Belgenheim ein wahres Eldorado seyn soll, in einer der gesegnetsten Gegenden Deutschlands liegt, und wir dadurch Deinem Vaterlande um 80 Meilen näher kommen.«

Ich war betreten.

Hier war ich eingerichtet, geachtet, geliebt, dort — dort mußte ich Alles erst suchen, was ich hier schon gefunden hatte.

Gott weiß, ob ich an jenem kleinen Hofe die Freude, die Liebe, die ich hier genoß, trotz aller Mühe wiederfand.

Eine trübe, wehmüthige Empfindung bemeisterte sich meiner. Es war mir immer, als könnte ich mich nicht von diesem Orte trennen. Und doch sollte ich ja dem theuren Vater, der geliebten Heimath näher kommen.

»Dein Wunsch, mein Wille, lieber Zaidler,« erwiederte ich, und eine Thräne der Wehmuth stahl sich über meine Wange. »Gott, der Gütige gebe, daß dieser Ruf zu unserm Glücke ist,.«

»Kleine Närrin!« scherzte der neue Obrist und der Zusagebrief ging mit der nächsten Post ab.

5.

Wenig mit Liebe hatte Fürst Hugo geschrieben. »Sie waren in der feindlichen Schanze der Retter meines Lebens, ich erfahre zufällig, daß Ihr Monarch einen Mann, wie Sie, nicht zu schätzen weiß, darum eingeschlagen, Sie kommen zu mir.«

Mit Freuden that dies der Geschmeichelte, zum zweiten Mal lebte er auf.

Von fern, tief in einem reizenden, entzückenden Thale, durch einen majestätisch schön dahin wogenden Flusse begränzt, rings umgeben von üppigen Weinbergen, glänzte den Ankommenden im letzten Schimmer der untergehenden Sonne die Thurmkuppel des alterthümlichen Fürstenschlosses unserer neuen Heimath entgegen.

»Ein herrlicher, schöner Aufenthalt,« rief begeistert mein Gatte; »nicht wahr, Amalia?« fragte er freundlich, indem wir langsam durch eine hundertjährige Lindenallee ins Thal hinabfuhren und in eine herrliche, breite, mit Pappeln besetzte Straße einbogen.

Ach! es war Alles so malerisch, so schön, ich athmete die milden freundlichen Lüfte meines Vaterlandes wieder, und doch — nein! ich konnte nicht anders, konnte mich nicht länger verbergen, ein

Strom von Thränen entstürzte meinen Augen, das bedrängte Herz mußte sich Luft verschaffen, mußte einen ihm jetzt noch unbekannten Etwas ein Thränenopfer bringen.

Der gütige Fürst hatte schon Alles zu unserm Empfange vorbereiten lassen.

Eine Ordonnanz wartete unserer am Thore und zeigte uns die für uns bestimmte Wohnung.

Gewiß, ich hatte nie einen reizendern Aufenthalt gehabt. Die Frontseite des Hauses ging auf den mit Bäumen und Statuen besetzten großen Exerzierplatz, die Kehrseite auf den tief unten am Fuße des terrassenartigen Gartens durch haushohe Felsen sich brechenden Fluß, und auf die jenseits desselben malerisch-schön gelegenen Ruinen des verfallenen fürstlichen Stammschlosses, ringsum von Weinbergen und blühenden Garten umgeben.

Prachtvoll hatte der Gnädige unsere Wohnung ausgeschmückt. Alles, was zur Bequemlichkeit des Lebens nothwendig war, fand sich hier im Ueberfluß, nichts blieb uns zu wünschen übrig, und doch — konnte ich mich der traurigsten Empfindung nicht erwehren.

Am folgenden Morgen schon überraschte uns der Fürst selbst.

Ich hatte mir jedesmal unter einem regierenden Haupt einen steifen, alten Herrn mit einem Hermelinmantel und einer großen Lockenperücke gedacht, vor dem man in tiefster Demuth mit einem gebeugten Knie stehen müßte, und war daher nicht wenig überrascht, einen blühenden Mann, in seinen besten Jahren, in eine einfache Uniform gekleidet, durch gar nichts von jedem andern Menschenkinde unterschieden, zu finden. Er griff zutraulich meines Mannes Hand, hieß ihn herzlich willkommen, und liebkoste meine beiden Knaben, küßte sie und hob sie zu sich empor.

Der Fürst hatte dadurch mein ganzes Herz gewonnen.

O wüßten doch die Fürsten, durch welche Kleinigkeiten sie die Liebe der Menschen sich erwerben, wüßten sie doch, daß sie durch ein freundliches Wort, eine freundliche Miene sich zum Abgott ihrer Unterthanen erheben könnten, sie würden gewiß nicht im Fluge ihre Länder durchreisen sondern freundlich und liebevoll sich zum Kreise derer neigen, die ihnen der höchste Herrscher der Welt hier zu beglücken anvertraute.

»Und wie gefällt Ihnen meine schöne Frau

Ihr hiesiger Aufenthalt?« wandte sich Fürst Hugo lächelnd zu mir, nachdem Zaidler sich enthusiastisch über die schöne Lage seiner Residenz — und gefühlvoll über seine Güte ausgesprochen hatte.

Ich konnte allem diesen nur beistimmen, die Gnade hervorhebend, mit welcher er unsere Einrichtung so huldvoll hatte besorgen lassen.

»Rechnen Sie mir dies nicht zu hoch an'« erwiederte er lächelnd, dem geschmeichelten Obersten die Hand drückend, »was ich nur als einen kleinen Theil der Schuld ansehe, die ich Ihrem Manne abzutragen habe.«

»Doch die Parade ruft; verzeihen Sie, wenn ich Ihnen jetzt den Oberst entführe, um ihm seine Untergebenen vorzustellen. Nach der Parade ist Cour,« schloß er, sich verbeugend, »da werden wir Sie doch auch sehen? Meine Frau freut sich auf Ihre Bekanntschaft.«

Ich trat befangen, zitternd in den prachtvollen Saal. Nie hatte ich einen so glänzenden Kreis betreten. Nicht halb so schön, als ihr Gemahl, war die Fürstin, doch der himmlische, wohlwollende Zug um den schönen Mund, die sanften blauen Augen sprachen

sich in Güte und Wohlwollen aus und gewannen Aller Herzen.

Liebevoll empfing sie die Ankommende, hieß die Landsmännin willkommen, zog mich an ihre Seite und zeichnete mich durch holdselige Freundlichkeit aus. Neben ihr stand ein vollendet schönes Mädchen, in der ersten Blüthe des Lebens.

Stoz wie eine Königin blickte sie um sich und betrachtete so auch mich. Das große, schöne, dunkle Auge überflog prüfend die Versammlung, aber der Himmel mag es wissen, kam es mir nur so vor, oder war es wirklich, eine überwiegende Gewalt schien sie hier auszuüben.

Wenn sie sprach, schwieg die Fürstin und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit suchte Fürst Hugo ihre Gedanken errathen, ihre Wünsche zu erfüllen. Alles demüthigte sich vor der Gefeierten, und dennoch bei allen diesen Vorzügen zog sich um den schönen Mund ein halb spottender, halb dämonischer Zug, den sie umsonst durch ein freundliches, huldreiches Lächeln zu verbergen strebte.

Unwüllkührlich fiel mir eine Stelle aus Klopstock's Messia's bei. Sie mußte dem Dichter bei dem Bilde seines Abadonna als Muster vorgeschwebt haben.

Nicht so unbedeutend, wie spöttelnd die Neider meines Mannes damals geäußert hatten, war dieses Fürsten Soldateska. Vier Bataillons standen in und bei der Residenz versammelt, um unter den Augen des Lehrers in die Geheimnisse der neuen Taktik eingeweiht zu werden.

Während der Fürst und mein Mann sich ihren Kriegsspielen — einen andern Zweck konnte wohl die Sache nicht haben, da die gesammte Kriegsmacht gewiß den besten Willen hatte, bei dem ersten Kanonenschuß der Neufranken davon zu laufen — überließen, fand sich die Fürstin, die mich und meine Kinder lieb gewonnen, öfters bei mir ein.

»Lassen Sie uns Freundinnen seyn, lieber Zaidler,« bat sie; »die Bande des Ceremoniells müssen zwischen uns wegfallen, denn ich sehne mich herzlich, nach einer mit mir übereinstimmenden Seele.«

O! auch ich sehnte mich darnach. Noch hatte ich keine treue Freundin gefunden. Rangsucht und Coquettetie waren die herrschenden Leidenschaften, welche in der weiblichen Umgebung des Hofes an der Tagesordnung waren, um sich um die Wette den Rang abliefen.

Die Hausfrauen vergaßen Kinder und Wirthschaft, um beim nächsten Balle ihre Nachbarinnen im Putze und andern eitlen Dingen zu übertreffen

die Hausherren wurden vernachlässigt und suchten in Hotels und Frühstäcksgesellschaften eine billige Erholung von ihren Amtspflichten. Beide aber kamen darin überein, daß es bürgerlich, kleinstädtisch, unpassend für eine Familie vom Range sey, wenn die Frau nur für ihr Hauswesen und für ihre Kinder besorgt wäre, und der Mann nach vollbrachten Dienstgeschäften in dem Kreise der Seinen Erholung suche.

Das also war die Ursache, warum ich bis jetzt noch ohne eine innige, herzliche Freundin war, warum ich mich noch nicht an eine Familie anschließen konnte, da ich bis jetzt unter den Damen unserer Bekanntschaft noch keine gefunden hatte, welche mit mir gleich dachte. Doch jetzt wurde mein sich nach Freundschaft sehnendes Herz befriedigt. Maria war die mir gleichgestimmte Seele. Die Fürstin vergessend, feierten wir in einer herzlichen Umarmung das Bundesfest der Freundschaft.

»Sey Du meine Freundin,« rief sie in Thränen ausbrechend, »tröste Du mich, wenn dies Herz dem Kummer zu unterliegen droht, laß mich an Deiner Brust, gute Amalia, meines Lebens Leid ausschütten.«

O! die arme Maria, auch sie, die Herrliche, war nicht glücklich.

Sie hatte früher einen unbemittelten apanagirten Prinzen ihres Hauses geliebt. Politisches Interesse hatte sie mit Hugo verbunden, doch zwischen ihm und sie trat gleich einem tückischen Dämon — Fräulein von Lilienholm — meine Abadonna — welche den Hof des Fürsten regierte, vor welcher Jedermann zitterte, unter deren Willen sich selbst die sanfte Maria beugen mußte.

Zaidler lebte in seinem Verhältniß von Neuem auf und trieb alle Geschäfte mit Lust und Liebe. Leider aber kamen mit diesem Aufleben sein unglücklicher Jähzorn und seine Neigung zu starken Getränken wieder, und ich hatte daher jetzt öfters Ursache, an der Brust der theilnehmenden Freundin meinen Kummer in Thränen auszuweinen. Ich dürstete nach solchen Momenten und sog wie Balsam die Tröstungen und Verheißungen dieser Engelsseele ein.

Bei Hofe war großer Ball angesagt.

Der gütige Fürst wollte seinen Officieren nach

den Strapazen des beschwerlichen Dienstes einen genußreichen Mittag und einen herrlichen Abend verschaffen; die Hauptveranlassung des Festes aber waren, wie der Hof-Fourier nebenbei berichtete, mehrere fremde, zu der übermorgenden großen Musterung angekommene Officiere.

Pauken und Trompeten wirbelten durch den hohen erleuchteten Saal. Glänzende Uniformen wogten durch einander, und mein Zaidler eröffnete mit der Fürstin den Ball. Die frohe Laune, in der er sich befand, die Ehre, die er genoß, sprach sich in Haltung und Zügen deutlich aus, und er erschien mir in diesem Moment ganz so wie damals, als er in den Gesellschaften meines Geburtsorts die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog.

Eben kehrte ich von einer Polonaise, welche unser kleiner Major mit mir getanzt hatte, zurück, und fand meinen Platz von einem fremden Officier besetzt, der artig bei meiner Annäherung aufsprang, aber eben so schnell mit dem Ausrufe, »Gott, ist es möglich? Ist es Wahrheit oder Täuschung?« zurücktaumelte.

Himmlischer Vater, es war Eduard, mein längst todtgeglaubter, tief betrauerter Eduard!

Ich konnte nicht antworten, aber meine Brust drohte zu zerspringen.

Jetzt hatte sich Lilienholm wieder ermannt.

»Irr' ich mich, oder ist es Wahrheit?« fragte er von Neuem, trat auf mich zu und ergriff meine Hand. »Sprechen Sie doch nur ein Wort, sind Sie Amalia Wolfert? Gewiß, Sie sind es, mein Herz sagt es mir.

Die Fürstin trat hinzu, und befreite die Fassungslose von der Antwort.

»Die Gemahlin des Obersten Zaidler, Herr Lieutenant,« erklärte sie. »Vielleicht eine Jugendbekannte?«

Leichenblässe überzog sein Gesicht.

»Frau? Gattin?« rief er, Alles um sich her vergessend; »also für mich verloren?«

»Um Gotteswillen fassen Sie sich, Herr von Lilienholm,« bat ich, meine Kräfte zusammennehmend, denn schon versammelte sich eine Menge Neugieriger um uns her.

»Mein Gott, Bruder, was beginnst Du?« sprach Donna Abadonna, mich mit zweifelhaften Blicken messend.

Ich hörte kein Wort mehr, denn mit einem fragenden, stechenden Blick stand mein Mann vor mir.

»Eine Jugendbekanntschaft, lieber Oberst,« beschwichtigte die Fürstin. »Nicht wahr, liebe Zaidler?« setzte sie einlenkend hinzu.

Auch Eduard hatte jetzt seine Fassung wieder gewonnen und stimmte ihr bei; er begann einige unbedeutende Fragen über meinen Vater, meine Tante und die Generalin an mich zu richten.

Doch die Unterhaltung ward immer einförmiger. Nach einer ziemlich langen Pause empfahl er sich unter dem Vorgeben allzugroßer Ermüdung von der Reise und ging.

Mir ward das Herz auf das Fürchterlichste beengt.

Ich klagte über Unwohlseyn und bat meinen Mann, nach Hause zu gehen.

Mit einem bittersüßen Lächeln verweigerte er dies, befahl sogar, wo ich dringend bat, und mit zerrissenem Innern, mit blutendem Herzen mußte ich bleiben.

Grollend, ohne ein Wort zu sprechen, ging er mir beim Rückwege zur Seite.

Ohne seiner Gewohnheit nach noch einmal die beiden Kinder zu sehen, suchte er heute ohne Gruß und Abschied sein Zimmer, und unter Thränen und

Rückerinnerungen vergangener Tage verbrachte ich eine trübe, dunkle, fürchterliche Nacht. Da dämmerte der Morgen und seine herrliche Botin goß Trost in mein wundes Herz. Meine Knaben schlummerten noch, ein Bild des süßen Friedens; er theilte sich auch meinem wunden Herzen mit.

Mein Mann war zeitig zum Exerziren ausgeritten.

Es war ein herrlicher, schöner Sommermorgen. Da schickte Frau von Maron, eine der liebenswürdigsten Damen aus der Umgebung der Fürstin, und ließ mich zu einer Morgenpromenade im fürstlichen Garten einladen.

Wir durchstreiften die schönsten Parthien des Parks und blieben endlich, da die Sonne gewaltig drückte in einer Grotte, um hier in der erfrischenden Kühle eine halbe Stunde auszuruhen.

Kaum hatten wir Platz genommen, als ich von der andern Seite einen Mann langsam herbeikommen sah; ich erkannte bald in ihm Lilienholm.

Jetzt erst konnte ich ihn genauer betrachten.

Bleich und trübe schlich der Arme näher.

Jetzt nahte er sich der Grotte und erblickte uns.

Eine sanfte Röthe überzog die blassen Wangen.

Mit einer stummen Verbeugung wollte er vorübergehen. Aber Frau von Maron rief ihm zu, ehe ich es noch verhindern konnte.

O Gott, hätte sie es doch nicht gethan!

Es war zu spät, er stand schon vor uns.

Glücklicher Weise bemerkte sie in ihrem Eifer, Neuigkeiten aus dem geliebten Vaterlande zu hören, unsere beiderseitige Verlegenheit nicht.

Bald hatte er die Wißbegierige befriedigt, und kam jetzt auf Befragen zu seiner eigenen Geschichte zurück.

»Ich ward durch den ausbrechenden Krieg,« begann er mit bebender Stimme, »aus dem Himmel meines Glückes, meiner erträumten Seligkeit, die schon in meine Seele eingezogen war, gerissen.«

»Bei Laon wurde ich durch einen Schuß hingestreckt, und blieb ohne Leben, ohne Besinnung auf dem Kampfplatz liegen.

»Ein Landmann, welcher befehligt war, die Todten zu begraben, entdeckte noch Leben in mir, trug mich mitleidig in seine Hütte, erquickte und stärkte mich, und als ich zum Transport tauglich befunden wurde, ward ich in's Innere von Frankreich abgeführt.«

»Meine Wunde war durch die Strapazen der Reise gefährlicher geworden, und ich mußte in ein

Hospital gebracht werden, woraus ich erst vor einigen Monaten entlassen und bald darauf ausgewechselt wurde. Ich eilte nun schnell in's Vaterland zurück — aber Alles, was mich sonst glücklich machte, war für mich verloren, man hätte den Todten vergessen und sich dem Lebenden zugewandt. Kummer und Elend hatten mich entstellt, kaum erkannte mich die Swester.«

Von der Wahrheit der Worte hart getroffen, von Lilienholms Anblick tief erschüttert, wollte ich eben einige Worte zu meiner Entschuldigung stammeln, da ertönte meines Mannes Stimme in der Nähe.

Gott im Himmel! wenn er mich hier fand.

Ich wollte mich eiligst unter dem Vorwande dringender Geschäfte zurückziehen, da stand er in Gesellschaft des Fürsten vor uns.

Wuthentbrannt sah er mich an. Nur die Gegenwart seines Herrn konnte den Ausbruch einer drohenden Gewitterwolke, welche sich auf seiner Stirn zusammengezogen hatte, noch mäßigen.

Ich zitterte wie eine Verbrecherin.

Die Unterhaltung ward ziemlich kühl fortgeführt. Endlich trennte sich die Gesellschaft. Lilienholm begleitete den Fürsten, mein Mann mich und Frau von Maron.

Doch kaum zu Hause angekommen, brach der lang verhaltene Strom seines Zornes los.

»Unwürdige, Schändliche,« sprudelte er erbittert, »ist dies Deine Treue, die Du mir am Altare gelobtest?«

Ich sah ihn an mit Blicken der Verachtung.

Ich hatte keine Antwort für diese Aeußerung.

Aber unsanft faßte er meine Hand. »Verantworten Sie sich, Madame,« schrie er, »wenn Sie können. Also im Garten war das Rendezvous bestimmt. unter den Augen der Kupplerin. Herrlich, prächtig, das fehlte noch.«

Noch immer schwieg ich, über diesen unerhörten Verdacht, welchen ich noch nie zuvor an ihm bemerkt hatte, erbittert.

»Nun,« herrschte er noch lauter, — »verdiene ich keine Antwort?«

»Nein,« erwiederte ich, mich unwillig abkehrend.

»Madame!« rief er drohend, »ich befehle Ihnen, zu sprechen.«

»Nur Ihren Soldaten haben Sie zu befehlen, nicht aber Ihrer redlichen Gattin.«

»Warum veranstalten Sie heimliche Zusammenkünfte?«

»Veranstalten? Pfui! schändlicher Verdacht,

freche Rede! Obschon Sie nicht verdienten, daß ich Ihnen den Hergang der Sache erklärte, so will ich es doch: Frau von Maron machte mir den Vorschlag mit ihr spatzieren zu gehen, um die schöne Morgenluft zu genießen. Da kam Herr von Lilienholm den Gang herauf und jene wünscht, da sie erfahren hat, daß Lilienholm aus Frankreich kommt, Neuigkeiten aus ihrem Vaterlande zu hören. Sie ladet ihn ohne Weiteres ein, sich zu uns zu setzen. Er erzählt die Geschichte seiner Leiden.« —

»Und einer solchen Fabel soll ich glauben? Sie irren, Madame, wenn Sie mich für einen so gutherzigen Narren halten. Sie beichten rein heraus,« tobte er weiter. Er hatte Ihre Hand, er drückte sie an seinen Mund, ich sah es. Was wollte er? was sagte er? Jedes Wort will ich wissen.«

»Er beklagte mich,« rief ich, durch diese Scene auf's Aeußerste gebracht, »daß ich an einen solchen Wütherich geknüpft sey.«

»Falsches Weib,« tobte er und stürzte auf mich los als die schreienden Knaben zwischen uns sprangen und mich gegen den Vater zu beschützen strebten, der, wie sie glaubten, ihnen die Mutter ermorden wolle.

Empört auf das Fürchterlichste durch diese un=

würdige Behandlung, riß ich beide an mein Herz, trat in mein offenes Kabinet, uud verschloß die Thüre hinter mir.

Trostlos sank ich in das Sopha, und der Kampf meines Innern machte die Sammtpolster zu stechenden Nesseln.

6.

Ich hatte den Wehmuthsbecher bis auf den letzten Tropfen geleert! O meine mütterliche Freundin, hättst Du diese unwürdige Behandlung ahnen könuen, als Du mir die Vorzüge dieses Mannes anpriesest.

Der Oberst war an den Hof gebeten.

Ich aß mit meinen beiden Kindern allein. Aber Thränen, meinem Kummer, meinem Elende geweint, verbitterten mir die Speise. Ich genoß keinen Bissen.

Da erscholl seine Stimme auf der Hausflur; er war wieder zurückgekehrt, befahl zu satteln, und ritt davon.

Da klopfte es an meiner Thür.

»Mein Gott, Herr von Lilienholm, was führt Sie hierher?« stotterte ich dem Eintretenden entgegen.

»Verzeihen Sie, Amalia,« nahm er das Wort. »Ich komme, um Ihnen mein letztes Lebewohl zu bringen. Noch heute muß ich fort, es leidet mich nicht länger hier. Aber ehe ich gehe, muß ich von Ihnen, aber nur von Ihnen, hören: wie steht es hier mit meiner Schwester?«

Ich konnte nicht antworten. Thränen entstürzten meinem Augen.

»O Gott,« bat ich endlich, »erlassen Sie mir die Antwort, ich habe genug an meinem Kummer, an meinem Elende zu tragen.«

»Wie?« rief er, »Amalia, Sie unglücklich? O Rächer über den Sternen, ist es möglich? Meine sanfte Amalia unglücklich? O, der Grausame, der dieses Herz zur Trauer zwingt,« stammelte er mit bebender Stimme.

Dabei hatte er meine Hand ergriffen, und bedeckte sie mit heißen Küssen. Ach die Liebe, das Mitleid brach gewaltsam aus meinem Herzen hervor, ich lag bewußtlos in seinen Armen.

In diesem Augenblick stürzte mein Mann, einem grimmigen Tiger gleich, herein.

»Also doch wahr, was ich ahnete,« rief er

schäumend vor Wuth, und zog den Degen. »Ha, Niederträchtige, so untergräbst Du meine Ehre?« brüllte er und schwang die Waffe über meinem Haupte.

Vergebens suchte Lilienholm ihm die Wahrheit zu erklären.

»Mit Ihnen, Herr,« erwiederte er, »habe ich nichts zu sprechen. Morgen früh um 6 Uhr an der Grenze machen wir unsere Sache ab; wenn Sie ein Edelmann und ein so guter Fechter als ein Weiberverführer sind wird es Ihnen glücken, mich aus dem Wege zu räumen. Uebrigens bitte ich, sogleich mein Haus zu verlassen,«

Vergebens wiederholte der edle, tiefbeleidigte Lilienholm seine Versicherung, vergebens beschwor er bei seiner Ehre meine Unschuld, die untadelhafte Absicht seines Besuches.

Der Wütherich tobte fort.

Ich warf mich zu seinen Füßen, und bat ihn, sich zu beruhigen.

Weit schleuderte er mich von sich.

Auf das Aeußerste gebracht, sprang jetzt Lilienholm dazwischen, und klirrend fuhr sein Säbel aus der Scheide und auf meines Mannes Brust. »Wenn Sie, Herr! die Rechte der Weiblichkeit nicht zu respectiren wissen, wenn Sie wie ein roher Barbar

gegen diese sanfte Seele verfahren, so darf ich meine Freundin hier nicht länger unter Ihren grausamen Händen lassen, Ich werde Sie zu meiner Schwester begleiten, gnädige Frau,« sprach er, mir den Arm bietend. »Morgen, Herr Oberst, an der Grenze.«

Durch diesen furchtbaren Auftritt aus ihrem Mittagsschlafe geweckt, stürzten die beiden Knaben herbei, und der jüngste, mein geliebter Ernst, umklammerte die Knie des tobenden Vaters.

»Fort, verdammte Brut,« schrie dieser aber, und stieß den armen Kleinen, daß das Kind zu Boden stürzte.

Nein! hier konnte ich nicht länger bleiben. Ich zitterte für mein Leben. Den einen Knaben auf dem Arme, den andern an der Hand, bat ich den schützenden Freund, mich zur Fürstin zu begleiten. »Vater,« riefen jetzt die Kinder, »sey nicht böse mit der Mutter, wir wollen Dich auch recht lieb haben!«

Was Lilienholm's Versicherungen, was meine Thränen nicht verwocht hatten, das gewann der Kinder Jammer.

Der Rausch des Zornes war verflogen, Rübsinnung hatte sich des Vaterherzens bemeistert. Beschwichtigend wollte er sich dem Kleinen zuneigen, doch dieser schmiegte sich furchtsam an Lilienholm,

der mir die theure Last abgenommen hatte, und mich jetzt gewaltsam aus dem Zimmer zog.

Huldvoll und liebreich nahm Maria die Verlassene auf. Sie versprach Alles zu thun, um die aufgeregten Gemüther zu besänftigen.

Auch an Fräulein von Lilienholm schrieb ich, und bat sie, da auch das Leben ihres Bruders bedroht wurde, ihren ganzen Einfluß bei dem Fürsten anzuwenden, den Zweikampf zu verhindern.

Unter Todesangst und Schmerzen verging mir der Abend.

Mein armer Ernst klagte über Brustschmerz; bedenklich schüttelte der Arzt den Kopf, zuckte die Achsel und verordnete Umschläge.

Spät erst kam die Fürstin zurück.

Vergebens hatte sie zur Sühne gesprochen, vergebens hatte sie dem Obersten mit des Fürsten Zorn und Ungnade gedroht, hatte ihm meine Unschuld in's klarste Licht gesetzt, und zum Ueberfluß beide Gegner einander gegenüber gestellt. Die Gemüther waren zu erbittert.

Der Fürst war unglücklicher Weise gleich nach Tische auf ein 6 Stunden von hier gelegenes Landgut gefahren, und — o ich Unglückliche! — Alles,

was Maria hatte bewirken können, war, daß sie sich unter der Aufsicht zweier Officiere, welche sie selbst bestimmt und instruirt hatte, nur auf den Degen schlagen wollten.

Fräulein von Lilienholm antwortete mir noch immer nicht.

O! ich war sehr unglicklich.

Angstoll öffnete ich luftschöpfend das Fenster.

Freundlich versilberte der Vollmond die Pappeln. Zu meiner Linken glänzten die Grüfte des nahen Kirchhofes.

Den seligen Geist meiner Mutter glaubte ich winkend über den Gräbern zu sehen, und erhob weinend die Augen zum Himmel und mein Herz betend zum alliebenden Vater.

Unter Angst und Schmerz, unter Muttersorgen und Furcht für die erste Morgenröthe des folgenden Tages, durchwachte ich die Nacht am Bettchen meines kleinen Lieblings, der bald glühend, bald fröstelnd mit halbgebrochenen Augen mich ansah.

Der fürchterliche Morgen erschien. Mein armer Knabe war endlich eingeschlafen. Betend lag ich vor seinem Bette. Vom bittersten Schmerz überwältigt, rief ich: »O nimm mich, die Unglückliche,

die nur Wermuth auf der Bahn des Lebens fand, in dein Freudenreich auf, laß mich enden diese Qual, dieses elende Daseyn, in dem ich unverschuldet so viel gelitten habe.

»Sie sind zurück,« stürzte tröstend die gütige Maria in mein Zimmer. »Ihr Mann ist nur leicht verwundet; versöhnt ritten beide neben einander her. Herr von Lilienholm hat, wie mir eben der Major meldet, den Oberst beruhigt, hat ihn bei Gott und seiner Ehre auf das Feierlichste ihre Unschuld betheuert, und sich verpflichtet, noch heute die Residenz zu verlassen.«

In diesem Augenblicke ertönte der Klang von Sporen im Vorsaale, und mein Mann trat an der Hand Lilienholm's herein.

»Kannst Du mir verzeihen, Amalia,« bat er, sich auf meine Hand beugend, »kannst Du meiner unglücklichen Hitze vergeben?«

Jetzt erst bemerkte ich, daß er seinen Arm in der Binde trug. »Um Gotteswillen, also verwundet!« fragte ich bekümmert und unter Thränen.

»Nur eine Kleinigkeit, theure Amalia,« tröstete er, gerührt über diesen Antheil; »zuvörderst aber antworte mir, kannst Du vergeben?«

„Du hast mir bittere Stunden verursacht," klagte ich, ihm willig meine Hand lassend. „Aber nicht allein mein Herz hast Du zerfleischt, sieh her, was Deine unglückliche Hitze noch mehr that."

Ich führte ihn zu des kleinen Leidenden Bett.

Das Kind schlug die Augen auf, sein Mund zuckte gichtisch, es schrie heftig, angsthaft und das Lockenköpfchen, welches es erhoben, sank wieder in die Kissen zurück.

„Kennst Du mich nicht mehr, Ernst?" rief der erschütterte Vater, und riß ihn stürmisch an die Brust, denn seine Seele hing mit der innigsten Liebe und Inbrust an dem zarten Kinde, dessen Lieblingsspiel des Vaters Steckenpferd war, und der sich stundenlang mit dem kleinen Rekruten unterhalten konnte, daher ihm denn Ernst vor Allen an's Herz gewachsen war.

Der Arzt trat in's Zimmer, sah den Knaben und zuckte heute bedenklicher mit der Achsel.

Heftiger klagte das Kind über seine Brust, und verfiel dann wieder in einen todtenähnlichen Schlummer. „Eine sehr bedenkliche Krankheit," flüsterte der Hofmedikus; „zwischen heute und morgen muß es sich entscheiden. Ich fürchte, daß innere, edle Theile verletzt sind."

„O Gott!" rief der Oberst, was ist geschehn

mit dem Kinde? Retten Sie es mir, Hofrath, und nehmen Sie mein Hab und Gut dafür hin."

„Wache auf," flehte er, und riß den Kleinen schluchzend an sein Herz.

„Um des Himmelswillen, lassen Sie den Kleinen schlafen, Ruhe ist das beste und einzige Mittel, ihn zu erhalten. Auch Ihnen bringt diese Heftigkeit Nachtheil. Gehen Sie nach Hause, und überlassen Sie der sorgsamen Mutter die Pflege."

Hoffnungslos schlich der schwer belastete Gatte fort. Zum vermittelnden Tröster ward jetzt der verkannte Freund. Die gütige Fürstin blieb bei mir, und erhob durch freundliche Trostgründe meinen sinkenden Glauben.

Der Hofrath war bis zum Abend geblieben, und hatte mit geübtem Auge den Kampf des jungen, widerstrebenden Lebens betrachtet, ich hielt unausgesetzt die kleine Hand in der meinen.

Mit Hoffnungen verließ mich der Arzt.

Mitternacht war vorüber, da zuckte die kleine kalte Hand krampfhaft, noch einmal schlug mein Ernst das halbgebrochene Auge auf — und war nicht mehr.

„O Gott! du strafst mich hart," rief ich in

Verzweiflung mich über das Kind hinwerfend, und es durch meine Küsse in's Leben zurück zu rufen strebend.

Des Hofraths Beistand erweckt mich aus einer tiefen Ohnmacht, und tröstenden Engel gleich, standen jetzt Lilienholm und Maria mir zur Seite.

Auch meines Mannes Wunde war durch die fürchterliche Katastrophe gefährlich geworden. Seine unglückliche Schwermuth hatte überhand genommen und sich in stillen Wahnsinn aufgelöst.

Die ganze Nacht hatte der edle Freund bei ihm gewacht, jetzt verlangte er mich und die Kinder zu sprechen.

O Gott! wie sollte ich vor ihn treten? Was konnte ich ihm jetzt sagen?

„Amalia, Hoffnung!" bat Lilienholm, mir den andern Knaben an das bekümmerte Herz legend. „Wollen Sie auch dieses Kind zur Waise, sich zur Wittwe machen? Ueberwinden Sie sich; des Trostes bedarf jetzt der hart Bedrängte. Nur einen Augenblick dürfen Sie bei ihm seyn."

Ich konnte nicht zu ihm gehen.

Vom Sterbebette des geliebten Kindes sollte ich in seinem Vater seinen Mörder sehen, und liebevoll mit ihm sprechen; nein, und gält es mein Leben, ich kann es nicht.

„Was das Leben trübte, versöhnt der Tod," beschwichtigte Eduard; „gern würde der Unglückliche jetzt sein Daseyn für das seines Kindes aufopfern."

Es war ein schwerer Gang. Mit zerrissenem Herzen trat ich an das Lager des Reuigen,

„Was macht mein Ernst?" war seine erste Frage.

„Der Arzt giebt Hoffnungen," stammelte ich, kaum im Stande, mich der Thränen zu enthalten.

„Gott sey gelobt!" seufzte er freudig auf. „Und hast Du mir vergeben, Amalia?" fuhr er fort, meine Hand an sein Herz drückend.

Meine Lebenskräfte waren gebrochen, ich hatte kein Gefühl mehr für Freude und Schmerz, für Liebe und Groll. Ich neigte bejahend mein Haupt, mich über ihn hinbeugend.

Der Becher des Grams war aber noch nicht geleert, Zaidler verlangte nun sein Taschenbuch; suchte darin und fand von meiner Tante Hand einen schwarz gesiegelten Brief.

„Dein guter Vater," schrieb im Laufe dieser

Unglückstage, die ich dadurch Dir nicht noch mehr verbittern wollte, Tante Betty, „ist Deiner verewigten Mutter gefolgt. Sein letztes Wort war Dein Name. Mit dem Gedanken an Dich ist er hinüber geschieden. Sein Segen, und Alles, was er verlassen, ist Dein; ich selbst werde, nachdem ich hier Alles geordnet habe, zu Dir kommen, um mich durch Deinen und der Kinder Anblick von den trüben Gedanken, die bei der Trennung meines letzten Freundes mich in meiner traurigen Einsamkeit doch beschleichen, zu erholen. Grüße Deinen Mann!"

Also auch dies noch! Auch den besten der Väter mußte ich beweinen, und das zu einer Zeit, wo ich seines Trostes, seines Schutzes so bedürftig war. Gott, in welchem Zustande findet die Tante uns Alle! Zaidler liegt eben im heftigsten Fieberparoxysmus darnieder, Pflege und Zeit heilten seine Wunde. Lilienholm war während dem zu seiner Bestimmung abgegangen, und der theilnehmende Fürst hatte mit Genehmigung des Hofraths dem kaum Genesenden behutsam den Tod seines Lieblings beigebracht, der ihm ja doch nun nicht länger verborgen bleiben konnte.

Allein zu früh hatte der Arzt auf die starke

Natur des Mannes gebaut. Stumm, einer Bildsäule gleich, hörte er die Trauerbotschaft an. Aber bald kehrte die frühere Stimmung zurück, er klagte sich und sein Schicksal an, was ihn bestimmmt hatte, Unglück auf Unglück zu häufen und Tod und Verderben um sich her zu verbreiten, und einem Vampyr gleich gerade denen, die er am meisten liebe, die Freunden des Lebens zu entziehen.

Dieser unglückliche Gedanke wurde immer fester in ihm.

Vergebens trösteten wir den Beklagenswerthen. Mit der grausamsten Selbstpeinigung wühlte er jeden Umstand auf, der seinen Wahn nährte.

Mit zerstörtem Herzen wendete ich Alles an, was weibliche Beharrlichkeit nur vermochte, um seine Schwermuth zu bekämpfen und zu heilen und das dunkele Phantom, das ihn verfolgte, zu verscheuchen und seinem Auge heitere Bilder vorzuführen.

Mein Bemühen war erfolglos. Seine Ideen fixirten sich immer mehr und mehr, und er behauptete, sein Schicksal bestimme ihn, Alles, was ihn umgebe, durch Liebe oder Haß, durch Wahrheit oder Irrthum unglücklich zu machen.

Dies war sein ewiger Gedanke in guten Stunden, deren aber immer weniger und weniger wurden.

eMine Körper- und Seelenkräfte waren er-

schöpft. Ich konnte nicht länger bei ihm wachen, und mußte Fremden die Aufsicht über meinen unglücklichen Gatten überlassen, wollte ich mein Leben nicht auf das höchste gefährden, das so nur noch an einem dünnen Faden hing.

Es mochten ohngefähr vier Wochen nach dem Tode meines geliebten Kindes verflossen seyn, als mich ein sonderbares, ängstliches Wimmern aus meines Mannes Zimmer um die Mitternacht aus leisen Träumen erweckte. Schaudernd ergriff ich das Nachtlicht und eilte hinein: ach ihr himmlischen Mächte, was mußte mein Auge erblicken! Zaidler, todt in seinem Blute schwimmend; lag oder hing vielmehr aus seinem Bett auf dem Boden, er hatte in seinem unglückseligen Wahne, während seine Wächter fest schliefen, sein irdisches Daseyn gewaltsam geendigt und sein Leben den Schicksal zur Sühne gebracht.

7.

Meine letzten Kräfte waren durch dies entsetzliche Unglück erschöpft. Die Pfeile meines feindli-

chen Schicksals hatten mich zu schnell hintereinander getroffen, ich verfiel in eine schwere Krankheit.

Tante Betty fand meinen Mann auf der Bahre, mich im Ringen zwischen Tod und Leben.

Endlich aber siegte meine starke Natur, zu noch härteren Prüfungen hatte mich die unversöhnliche Göttin aufgespart. Ich erwachte zum neuem Daseyn, um mit namenlosen Schmerzen das Ganze meiner traurigen Lage zu übersehen. Gott, zu den Schmerzen der Seele gesellte sich nun auch noch der des wahrscheinlichen Mangels.

Zweitausend Gulden nur hatte mir mein guter Vater hinterlassen, die mir Tante Betty einhändigte. Meines Mannes Vermögen reichte kaum hin, um die Schulden zu decken, die er bei seiner Neigung zur Pracht und seinem Hang zur Verschwendung gemacht hatte.

Da trat großmüthig Fürst Hugo in's Mittel, und bewilligte mir zwei Drittheile von meines Mannes Gehalt.

Monate waren nun seit dem letzten frohe Tage, den ich im Zirkel der großen Welt verlebte, ver-

gangen, und abgestorben war ich Allem, was sonst mich mit der Gesellschaft in Verbindung brachte; doch jetzt hörte ich zufällig, daß während meiner Krankheit sich gar viel geändert hatte. Fräulein von Lilienholm nämlich war heimlich, man wußte nicht, warum, nicht wohin? abgereist. Die edle Maria war wieder als liebende Gattin in Hugo's Herz aufgenommen. Von außen her drohte ein gewaltiger Sturm, denn die Neufranken drangen jetzt siegreich vor, und schonungslos verfuhren sie, wo sie nur den geringsten Widerstand fanden.

Der Fürst hatte deshalb alle Truppen, bis auf wenige Trabanten, entlassen, und unmittelbar darauf zogen die zügellosen Krieger der Neufranken in unser stilles, freundliches Städtchen ein, und forderten so lange, bis wir fast nichts mehr zu geben hatten.

»Ein guter Hirt verläßt seine Heerde nicht,« rief der Fürst, befahl, die schon gepackten Reisewagen bei Seite zu schaffen, und ging selbst, um die rohen Haufen von Tyrannei abzuhalten.

Von ihrem Einzug benachrichtigt, eilte ich, mich in die Zimmer der Fürstin zu begeben, wo mir Trost und Sicherheit zugleich zu Theil wurde. Ich fand Alles gespannt auf die Rückkehr des Fürsten, der an der Hand eines feindlichen Obersten nach einiger Zeit zurückkam, und ihn dem zitternden

Damenzirkel als den neuen Kommandanten vorstellte.

Beschwichtigend bat der feine Mann die Fürstin, außer Sorgen zu seyn, gelobte die beste Manszucht zu halten, und schloß mit der freundlichen Versicherung, sogleich in's Hauptquartier zu schreiben und dem kommandirenden General des Fürsten Bitte, einen fränkischen Kommandanten behalten zu dürfen, vorzulegen.

Zu unserer Freude kündigte sich nach einigen Tagen der Oberst selbst als der Verlangte an. In ungestörtem Frieden und aller der Freude, die Mutterliebe geben kann, verging mir ein halbes Jahr. Theodor gedieh an Leib und Seele, und ließ mich meine schreckliche Vergangenheit mehr und mehr vergessen. Mein Leben glich jetzt einem stillen, friedlichen Bach.

Fräulein von Lilienholm war mit ihrer Tante an den Hof des Fürsten gekommen.

Das schöne Mädchen ward bald der Liebling Mariens, die sich mit unendlicher Liebe der an Jahren ihr gleichen Alwine anschloß.

Bald aber sah die Schlaue, wie Hugo's Blicke länger und liebender auf ihr verweilten, was der Eiteln keinen kleinen Triumph verschaffte, und da

ihre Moralität ihrer Eitelkeit sehr untergeordnet war und der schöne Mann ihr gefiel, so ersparte sie sich den Kampf mit ihrem Gewissen, verlockte durch die feine Künste der Coquetterie den schon Entflammten zur glühenden Leidenschaft und ward bald die Beherrscherin seines Herzens und seines Landes.

Die unglückliche Maria sah sich von der falschen Freundin verrathen. Des Gemahls Machtgebot beförderte die Geliebte zur ersten Hofdame, und im Innersten ihres Herzens empört, mußte die erhabene Fürstin die verhaßte Buhlerin an ihrer Seite dulden.

Des Brudes fälschlich angegebener Tod machte die Stolze plötzlich zur reichen Erbin, und mit allem Ernste dachte sie nun daran, sich Hugo's Hand zu verschaffen.

Die rächende Nemesis abrr strafte plötzlich und ungeahnet die Thörin.

Der Todtgeglaubte erschien, mit ihm verschwand die Hoffnung auf den Besitz des Erbens, der zerknirschte Bruder hielt ihr einen Spiegel vor, wo sie sich als sündliche Buhlerin erblicken mußte, da erfaßten sie die Furien der Verzweiflung. Ihre Prachtsucht, ihr Stolz hatten ihr eigenes Vermögen längst vergeudet. Jetzt sollte sie dem Bruder das

wieder ersetzen, was sie sich unrechtmäßiger Weise zugeeignet hatte.

Da durch blitzte ein höllischer Gedanke das Gehirn der Bösartigen.

An jenem Abend vertraute Lilienholm der Schwester seine frühere Bekanntschaft mit mir, und hierauf baute sie ihren Plan.

Des Obersten Jähzorn war ihr bekannt, und sie war es, die ihm unter fremdem Namen mit verstellter Hand Nachrichten von meiner vermeinten Untreue, von meiner Liebe zu ihrem Bruder, von unserm Verständnisse gab.

Sie gab die Veranlassung des Duells, aus welchem zu ihrem Schreck Beide als Freunde zuzurückkamen.

Doch eben dies hatte den Bruder zum Rächer umgeschaffen.

Auf den ersten Blick erkannte er der Schwester künstlich verstellte Handschrift, durchschaute die schauderhafte Intrigue, und eilte mit dem Zeugen der Schuld zu ihr.

Die Sünderin aber war zu verstockt.

Sie selbst rief, auf seine Liebe bauend, den Fürsten gegen den Bruder auf. Jetzt galt keine Rücksicht. Schaudernd hörte Hugo Lilienholms Anklage.

Wie aber nie Unglück allein kommt, sondern stets ein zweites in seinem Gefolge hat, so auch hier.

Selbst die unschuldige, engelreine Maria hatte die Schlange mit ihrem Gifte besudelt, und ihr einen vertrauten Umgang mit meinem Manne Schuld gegeben, auch hin und wieder ein Wort davon fallen lassen.

Fama, die geschwätzige, verbreitete schnell das Gerücht weiter, doch hier scheiterte der höllische Plan an der himmelreinen Tugend der Fürstin. Alwines Kammermädchen, die Vertraute ihrer bösen Anschläge, welche dieser Dämon in einem Anfalle böser Laune mißhandelt hatte, warf sich zu Mariens Füßen und beichtete.

In dem Augenblicke, als der Bruder der Ankläger der Schwester wurde, trat auch die Fürstin mit der reuigen Sünderin herein.

Hugo's Gerechtigkeit siegte.

Er schämte sich seiner Neigung zu einem solchen Dämon der Hölle, welchem kein Mittel verwerflich schien, um seinen Zweck zu erlangen.

Der Obhut des Bruders wurde Alwine übergeben, doch in derselben Nacht noch verließ sie zähneknirschend und zum Aergsten entschlossen, heimlich die Residenz.

Oberst Letang, dies war der Name des jetzigen Kommandanten, war ein Biedermann, der, wo es nur irgend möglich war, stets half, und freundlich vermittelnd eingriff, wenn die rohen Banden mehr verlangten als ihnen nach den Gesetzen des Krieges zukam; deshalb wurde er von den Herrschaften wahrhaft geehrt, von den Bürgern aber fast abgöttisch geliebt, und auch ich konnte ihm meine Achtung nicht versagen.

Ich hatte eben mein sechs und zwanzigstes Jahr erreicht.

Die Rosen auf meinen Wangen waren zurückgekehrt und blühten allmählig wieder auf in Frische und Fülle.

Mein Gemüth aber neigte sich mehr zu Stille, mein ganzes Wesen hatte eine Weichheit, eine Sensibilität gewonnen, welche mich für die rauschenden Vergnügungen des Hofes, die jetzt die glückliche Gattin mit Heiterkeit nnd Anmuth anordnete, untauglich machte.

Ich war nur im engern Kreise meiner fürstlichen Freundin und in der Nähe meines blühenden Knaben ganz glücklich, weswegen mich auch der Fürst scherzend stets die alma mater seines Hofes nannte.

Es war heut der Jahrestag jenes unglülichen Ereignisses, welches mich des Gatten und des Kindes beraubte.

Ich saß mit der Fürstin in derselben Grotte, aus der alles Unheil ausging, und sie mühte sich, mein sinnendes Wesen, dessen Grund ihr nicht beifiel, zu zerstreuen.

»Wie findest Du unsern Kommandanten, Amalia?« frug sie unter andern.

»Letang ist gewiß ein sehr achtbarer, liebenswerther Mann, aber ein Franzose — ein Lamm in der Löwenhaut, der —«

»Ein sanftes Lämmchen an meinem Hofe liebt,« unterbrach sie mich lächelnd.

»Wohl möglich, und hoffentlich mit Glück,« erwiederte ich gleichgültig, »denn welches Mädchen —«

»Nein, nein, kein Mädchen,« rief die Fürstin lächelnd: »es ist eine Frau.«

Das war mir neu. »Doch keine verbotene Frucht?« lächelte ich.

»Nein, sie ist frei.«

Das war doch sonderbar, denn außer zwei Matronen, kannte ich keine Wittwe in der ganzen Stadt, noch weniger am Hofe.

»Du selbst vergißt Dich zu nennen, meine kleine

alma mater,« scherzte Maria. »Klopft Dir denn das Herz nicht ein wenig?«

Jetzt erst verstand ich ihre Anspielung. Jetzt erst konnte ich mir die Art erklären, mit der Letang oft stundenlang neben mir verweilt hatte, ohne nur ein Wort zu sprechen, was ganz gegen den Charakter seiner Nation war.

Ich schlug die Augen nieder, und drückte meinen Theodor fester an meinen Busen.

»Du sprichst kein Wort?« fragte die Fürstin.

»Die Ehe, gnädigste Frau, erfordert ein so volles Maaß von Entsagungen, Beständigkeit und Güte, daß nur die vollkommensten Menschen ihren Forderungen zu genügen vermögen, und ich erschrecke noch über den Leichtsinn, mit welchem ich Unerfahrne mich früher vermählte.«

»Und weil Amalia Stürme in ihrer kurzen Ehe erlebte, so verzagt sie an einem Glück, dessen sie so würdig ist?«

»Das nicht, allein durch die frühern Unglückstage entmuthigt, durch Ihre Güte vor Mangel geschützt, würde ich Unrecht thun, diese Lage gegen ein unbestimmtes Loos zu vertauschen. Und wenn auch mein Herz für Letang spräche, so würden doch Rücksichten auf diesen,« — ich drückte meinen Sohn an mein Herz — »mich hindern.«

»Der Oberst ist ein edler Mann,« sprach die Fürstin. »Ich habe ihn geprüft.«

»O! die Männer sind einem Chamäleon gleich, gnädigste Frau. Nur, wenn sie ihre Beute in Sicherheit haben, dann erst werfen sie ihre Hülle ab, und stehen so wie sie wirklich sind, vor unsern erstaunten Blicken.«

»Du bist ungerecht, Amalia. Nur schwach sind sie, eine kluge Frau aber kann des Mannes Herz nach Gefallen leiten. Darum, liebe Amalia, glaube mir, Du wirst in Letangs Armen Dein früheres Leid vergessen.«

»Ja gewiß, gewiß, gnädigste Frau, Sie sind Zeuge meines Schwures,« erklang eine Stimme aus dem Gebüsche, und der Commandant, der unsere Unterredung belauscht hatte, lag zu meinen Füßen.

»Theure Amalia,« rief er, »ich habe Sie seit meinem Hierseyn beobachtet, Sie verehren, Sie lieben gelernt; ich habe mich geprüft, ehe ich den Augenblick herbeiführte. Wollen Sie meine Gattin werden? Haben Sie den Muth, der Schutzgeist meines Lebens, die Schöpferin einer glücklichen, hoffnungsreichen Zukunft zu seyn?«

Ich war überrascht, aber nicht unangenehm. Der schöne Mann war heute noch interessanter

als je. Seine Thränen, die sanfte, bittende Miene, mit welcher er mir in's Auge blickte, verfehlten ihren Eindruck auf mein Herz nicht; ich verbarg gewaltsam die Thränen, die mir in's Auge traten, durch die verschiedenartigsten Gefühle erregt.

»Sie weinen, Amalia?« fuhr mit seiner sanften Stimme Letang fort. »In diesem Spiegel der reinsten Seele hoffte ich die Verheißung meines Glückes zu lesen, und sehe Thränen? Bin ich Ihnen zuwider? O, dann lassen Sie mich gehen; um aus meinen schönen Träumen zu erwachen. Amalia, Sie, nur Sie allein liebte ich. Nur für Kampf und Ruhm schlug bis jetzt mein Herz, aber ich will dem Allen entsagen, und mit Ihnen in meinem schönen Vaterlande nur dem Glück Ihres Besitzes leben.«

»Und dieses Kind?« fragte ich, meinen Theodor ihm entgegenhaltend.

»Ist das meinige, erhöht mein Glück,« betheuerte er. Theodor, welcher hörte, daß von ihm die Rede sey, schmiegte sich traulich an die Brust des freundlichen Mannes, und spielte arglos mit seinen Achselbändern.

»Sprich Du für mich, holder Engel,« bat er, den Knaben vor mich hinstellend, und willig stammelte er: »Bitte, bitte, Mama!« In unaussprech-

licher Verwirrung hörte ich dies, und war keines Wortes mächtig.

Maria hatte sich fortgeschlichen.

Aber mein Herz sprach laut, der schöne Mann lag immer noch zu meinen Füßen, ich sank in seine Arme.

»Amen!« sprach die rückkehrende Fürstin, »so gefällst Du mir, gute Amalia. Oberst, machen Sie sie glücklich, sie verdient das beste Erdenloos. Nehmt von mir die Weihe des mütterlichen Segens.«

Aber Gott wollte es anders.

Es waren nur noch wenige Tage bis zu unserer Vermählung. Wir, ich und mein künftiger Gatte, saß in meinem Kabinett — die Sonne war untergegangen, und es fing an zu dunkeln, — Hand in Hand auf dem Sopha, und hatten unser Kind in der Mitte.

Da trat eine Gestalt, in einem dunkeln Mantel gehüllt, herein, und betrachtete einen Augenblick stumm und starr die Gruppe. Ach, es war Lilienholm, von dem ich gehört, daß er sich mit einem schönen Mädchen verbunden habe, woraus ich mir sein gänzliches Stillschweigen erklärte.

»Nein,« schrie er, mit emporgehobenen Händen,

»sie ist es nicht werth, was ich um sie gewagt,« und stürzte hinaus.

»Um Gotteswillen, was bedeutet das!« fragte der Oberst, mich, die ich, einer Ohnmacht nahe, dahingesunken war, in seine Arme schließend.

»Eine Erscheinung,« flüsterte ich, denn unter keiner Bedingung durfte es der Kommandant wissen, daß es ein feindlicher Officier gewagt habe, sich bis hieher durchzuschleichen. Es war kurz vor der Schlacht bei Jena, und beide Heere standen sich feindselig gegenüber.

»Eine Erscheinung?« fragte spöttend der furchtlose Krieger, und maß mich dabei mit mißtrauischen Blicken. »Sie glauben doch wohl nicht an Geister auch im Zwielicht?«

»Es war ein Geist aus einer bessern Welt,« wiederholte ich, über die Wolken der Eifersucht, welche sich auf seiner Stirn zusammenzogen, erschreckt, doch fest entschlossen, ihm weder Namen noch Stand der Erscheinung zu verrathen.

»Amalia! Ich bitte Sie um Gotteswillen, sagen Sie mir die Wahrheit,« flehte mein Verlobter.

»Ehren Sie mein Geheimniß, Letang,« bat ich. »Ich werde Ihnen schreiben, und Alles auseinandersetzen.«

»Zu welchen Zweck schreiben? Jetzt gleich bitte

ich es mir zu sagen,« setzte er hart hinzu. Dabei hatte sich seine Stirn — zum ersten Male sah ich ihn so — in tiefe Falten gezogen, und seine sanfte Stimme wurde fast widerlich durch unterdrückte Wuth, die er bekämpfte.

»Unter keiner Bedingung jetzt,« erwiederte ich gereizt. »Haben Sie so wenig Vertrauen zur Braut, dann wehe der Gattin! Diese Wolken auf Ihrer Stirn belehren mich über das Schicksal meiner Zukunft.«

»Daß Sie sich schuldig fühlen, zeigt mir jetzt Ihr Benehmen, Amalia.«

»Und doch bin ich es nicht. »Doch dieser Zufall läßt mich einen tiefen Blick in Ihr Herz thun; ich sehe, daß Argwahn und Mißtrauen mit Blizzesschnelle darin wuchern und schnell und üppig, wie alles Unkraut hienieden, die edlen Pflanzen beraubt, ja tödtet!«

»Die Güte, deren Sie zu bedürfen scheinen Amalia, in der That die geht mir ab.« Nur die Reine, Treue konnte mich anziehen, zu Opfern dieser Gattung aber bin ich nicht geschaffen,« rief er, und stürmte fort.

Ich sah ihm mit einem schmerzlichen Lächeln nach.

»So fahre denn hin, kurzer Traum,« seufzte

ich, und drückte meinen Theodor an den sturmbewegten Busen.

In Thränen und herben Schmerz hatte ich die Nacht zugebracht. Ein heiterer Morgen lockte mich an's Fenster und ich ging eben mit mir zu Rathe, ob ich besser thue, dem Obersten meine frühern Verhältnisse mit Eduard offen zu gestehen, oder ihn aufzugeben, als ein plötzlicher Tumult auf der Straße mich aus meinen Gedanken aufschreckte.

»Der arme Herr Oberst, o! der gütige Herr Kommandant,« schrie das Volk durch einander. Jetzt kam ein Menschengetümmel unter mein Fenster, und deutlich erkannte ich trotz Blut und Staub Letang entseelt vorbeitragen. Alle Rücksichten vergessend flog ich die Treppe hinab, drängte alles Hindernde von mir weg und sank auf seine Leiche.

Vorgestern, so erzählte er mir noch, hatte er ein junges Pferd gekauft, und heute Morgen will er es wahrscheinlich probiren. Denn die Landleute erzählen, daß sie ihm lange zugesehn, wie das Thier nicht ganz nach seinem Willen gethan, und der Reiter es gezüchtigt habe. Das Pferd wird wild und geht durch. Der nicht mehr sattelfeste Reiter will es anhalten.

Das wilde Thier überschlägt sich, fällt auf seines Herrn Brust, rafft sich aber schnell wieder auf, der Unglückliche bleibt im Steigbügel hängen, und wird eine ganze Strecke geschleift, bis Hinzuspringende das unbändige Roß aufhielten, und dem halbtodten Mann von seinen Banden befreiten.

Und wieder stand die bräutliche Wittwe allein.

Ein Freund des Verunglückten benachrichtigte den Fürsten durch die dritte Hand, daß die Stelle des Kommandanten durch einen General, der in der Regel nur wenig freundlicher wie Beelzebub selbst, im Ausbruche seiner bösen Laune aber diesen noch übertreffe, besetzt werden solle, und daß in seinem Gefolge sich, wie er aus sicherer Quelle wisse, Alwina von Lilienholm befinde, welche den General und seinen ganzen Staab unter dem Pantoffel habe, und sich jetzt herzlich freue, zu ihren alten Bekannten zurückzukehren, um diesen freundschaftlich die ihr geschehene Unbill zu vergelten.

Schnell faßte daher der Fürst den Entschluß, die Residenz zu verlassen. Da überdies die Fürstin zu kränkeln begann und der Arzt zum Seebade

rieth, so traf man alle Anstalten zu einer längern Abwesenheit.

Die Reisewagen wurden also hervorgeholt, und einen Tag vorher, ehe der Dämon seinen feierlichen Einzug halten wollte, sagte ich dem Thale, wo ich den Kelch des Leidens, des Jammers, des Kummers bis auf die Hefen geleert hatte, das letzte Lebewohl.

Glücklich führte uns der Himmel durch die gegenseitigen Heere. Hinter uns her brauste der Schlachtendonner und das Gebrüll der Karthaunen. Aber die Angst, die eine unter solchen Umständen unternommene Reise doch immer hat, war nicht ohne Einfluß auf die leidende Maria gewesen und wir blieben daher in einer Mittelstadt des nördlichen Deutschlands liegen, um der hohen Frau die ihr so nöthige Erholung zu verschaffen, was mir auch um Theodors willen sehr lieb war, dem die schnelle Reise auch nicht zuträglich schien; doch unser aller Fürsorge war ohne Erfolg. Immer matter und matter wurde meine hohe Freundin. Die Kunst der Aerzte erschöpfte sich vergebens, und sie entschlief in meinen Armen zu einem bessern, freudigern Leben, dessen sie so würdig war; sie fand

die Ruhe, die Seligkeit dort, die sie hier nur spätlich genossen hatte.

Gütig hatte mich Maria in ihren letzten Willen bedacht, ich konnte bei einiger Einschränkung mit meinem Kinde anständig leben.

Der Fürst, durch den Tod der wahrhaft hochgeachteten Gemahlin tief erschüttert, suchte Trost im Geräusch der Waffen und verließ schnell den Ort, der ihm eine tiefe Wunde gelchlagen, in den ersten Trauertagen, um sich an die preußischen Truppen, welche sich über die Oder zurückzogen, anzuschließen. Die herrlichen Umgebungen, die reiche blühende Gegend, der milde Herbst, und die hier herrschende Ruhe des Friedens machte in mir den Wunsch rege, hier, am Grabe meiner viel zu früh der Erde entrissenen Freundin, auch meine Tage zu beschließen.

Durch meine Stellung bei der hochseligen Fürstin hatte ich die Bekanntschaft der ersten Häuser des Ortes, auch die der Präsidentin gemacht; sie bot mir, als ich meinen Wunsch, in dieser Stadt zu bleiben, ausgesprochen, einige Zimmer in ihrem Hause an, und da sich ihre beiden Mädchen, die eine von acht, die andere von zehn Jahren, mit kindlicher Liebe an mich und mit geschwisterlicher an Theodor schlossen, so fand ich eine freundliche Zer-

streuung in ihrem Unterrichte, und ward dadurch von den dankbaren Eltern bald als ein Glied der Familie betrachtet.

Drei glückliche Jahre verflossen in meiner Zurückgezogenheit. Mein Theodor war indessen zum lieblichen, herrlichen Knaben herangewachsen und machte meine ganze Glückseligkeit aus.

8.

Es war im Frühling des Jahres 1809, als die französischen Heere von Neuem über den Rhein brachen.

Die Kriegsunruhen näherten sich unserm Städtchen mit raschen Schritten, und nach einigen Tagen schon rückte ein feindlicher General an der Spitze eines bedeutenden Corps ein.

Requisitionen und blutige Gefechte ohne Zahl, in deren Folge täglich Verwundete in Menge eingebracht wurden, gehörten von nun an zur Tagesordnung; denn der tapfere, deutsche Held, welcher mit seinem Häuflein vom Exerzierplatz in's Feld geeilt war, bedrohte die Flanken der französischen Heere.

Morgen, es war heute grüner Donnerstag, sollten meine beiden Zöglinge zum ersten Male das Fest des heiligen Mahles genießen.

Der schöne heitere Frühlingstag lockte uns in's Freie.

Da kam langsam wiederum ein solcher Transport verwundeter Gefangener, unter ungewöhnlich starker Bedeckung, des Wegs daher gefahren.

Neugierig hatte sich das Volk hinzugedrängt, und spendete von allen Seiten Gaben.

»Thut wohl, so will es unser himmlischer Erlöser,« sprach ich zu meinen Zöglingen, und auch wir drängten uns durch den Haufen zum ersten Wagen, um unser Scherflein den armen Verwundeten zu reichen.

Himmlischer Vater, kaum traute ich meinen Augen.

Ja, ja, er war es, es war Lilienholm. Mit verbundenem Kopfe lag er auf seinem blutigen Stroh.

Ich mußte mich an die Leiter des Wagens halten, um nicht umzusinken.

Die begleitende Mannschaft erzählte mit hochtrabenden Worten den Umstehenden von dem Löwenmuth, womit diese Coquins, diese Brigands gefochten, und von dem Glücke, einen der obersten

Anführer — auf meinen Eduard zeigend — endlich eingefangen zu haben.

Ich hatte mich erholt. Ich stammelte die Frage hervor, wohin man die Gefangenen führe.

»Vermuthlich auf die Galeeren,« antwortete lachend ein roher Sergeant, der zufälleg neben mir stand; »da können diese Brigands ihre Tollheit, gegen die große Nation aufgestanden zu seyn, bereuen.«

Auf Rettung sinnend eilte ich zurück.

Ich Schwache, was konnte ich allein wohl thun? Vertrauensvoll entdeckte ich mich dem Präsidenten.

»Ja, das wird schwer halten,« meinte dieser; »die Franzosen sind zu sehr erbittert. Doch, erst müssen wir uns über den Stand der Sache genau unterrichten. Haben Sie sich denn auch ganz überzeugt, ob es Ihr Freund ist?«

Ich bejahte es weinend und flehte um Hülfe, um Rettung für ihn von dem entsetzlichen Schicksal.

»Nun wir wollen sehen, was zu thun ist,« tröstete der Brave. »Heute Abend werden vermuthlich mehrere Officiere zu uns kommen, da können wir uns ja erkundigen.«

Mit klopfendem Herzen schlich ich mich in die Gesellschaft.

Mehrere unserer Unterdrücker waren schon versammelt.

Behutsam brachte ich das Gespräch auf die heute eingebrachten Gefangenen.

Diese wußten leider eben so wenig, wie ich.

Endlich, guter Gott, was sollte ich hören! endlich kam der Adjutant des Generals.

Der Präsident wendete sich mit den nöthigen Fragen an ihn; ich stand zitternd in der Nähe.

»Das ist es ja eben, was mich so lange aufgehalten hat!« zürnte dieser.

„**Sacre Dieu**, was ist mein Alter wild, »fuhr er fort »Das Gesindel soll an uns denken. Der saubere Hauptmann wird morgen füsilirt, die andern Patrons aber kommen alle auf die Galeeren, da sollen sie ihre Tollheit, gegen uns gefochten zu haben, büßen.«

»Kennen Sie vielleicht den Namen des Hauptmanns?« fragte der Präsident weiter.

»Damit kann ich aufwarten," replicirte er gleichmüthig, eine Brieftafel herausziehend. „Zum morgenden Kriegsrecht; über den Chef der Brigands, Lilienholm," las er. —

Meine Standhaftigkeit war dahin, ich sank er-

schöpft in die umfangenden Arme des Hartherzigen. Durch die Gefahr, in der Eduard jetzt schwebte, brach die Liebe mit gewaltiger Kraft auf's neue empor.

Mit dem Ausrufe: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen, liebe Zaidler?“ sprang theilnehmend die gütige Präsidentin herzu.

In ihren Busen schüttete ich, nachdem wir allein waren, meines Lebens Unglück, meines Daseyns Kummer.

Ich erzählte ihr mit gebrochenen Worten von Lilienholm, meiner ersten, meiner einzigen Liebe, wie er der Retter meines Lebens gewesen sey. „Ich muß wieder vergelten,“ schloß, ich, ihre Kniee umfassend,

„Ihr Herr Gemahl gilt Alles beim General, und ich beschwöre, ich bitte Sie, nehmen Sie sich meiner an.“

Die gefühlvolle, theilnehmend Frau weinte mit mir, und ließ den Präsidenten herbeirufen.

Mitleidig zuckte dieser die Achsel. Ich umklammerte von Neuem seine Knie.

Die Gattin beschwor ihn, seinen ganzen Einfluß anzuwenden.

Nach langem Sinnen versprach er, mit dem anbrechenden Morgen meine Wünsche zu erfüllen, und alle ihm zu Gebote stehenden Mittel aufzubieten, Eduard zu befreien.

Beim Adjutanten hatte die Präsidentin schon so viel bewirkt, daß wir dem verwundeten Officier ein gutes Bett und eine stärkende Suppe zusenden durften.

„Aber Alles so heimlich wie möglich," bat er angstoll.

„Ihnen nur zu Gefallen, meine Damen, verletze ich meine Pflicht, und wenn es mein alter griesgramiger Chef erfährt, habe ich binnen vierzehn Tagen kein gutes Wort mehr von ihm zu erwarten."

„Aber meine Bitte, den Freund meiner Jugend noch einmal zu sehen, dürfen Sie mir eben so wenig versagen," bat ich mit zagender Stimme.

„Nein, Madame, das geht nicht," versicherte er. „Ich habe aus Regard gegen Sie meine Pflicht schon einmal verletzt, machen Sie mich nicht noch strafbarer."

Ach, mein Herz war es ja auf das Fürchterlichste!

Kein Schlaf kam in meine Augen. Unter Thränen und Gebet verlebte ich eine grausige Nacht.

Mit dem Morgen flog ich zum Präsidenten, ich hatte ihm ja noch tausend Dinge zu sagen.

Doch dieser war schon, seinem mir gegeben Worte treu, zum General geeilt.

Jede Stunde ward mir zur Ewigkeit.

Endlich kehrte er mit trüben Blücken zurück.

„Um Gotteswillen, Herr Präsident, Tod oder Leben!" rief ich, ihm entgegen eilend.

Wehmüthig schüttelte er den Kopf.

Rettung ist unmöglich. Was je ein Mensch für die Rettung eines Mensch thun kann, habe ich gethan," betheuerte er. „Doch umsonst. Ich drohte sogar mit den Gesetzen, mit dem Kaiser. „„Gerade dieser gebietet seine Verurtheilung,"" antwortete der mir trocken; „„nicht mein Wille, sondern das eben versammelte Kriegsgericht wird nach den Gesezzen entscheiden.""

Je dringender ich ward, um desto kälter wurde er „Wollten wir ja noch Schritte für die Rettung des Verbrechers thun, so müßten wir uns an's Kriegsgericht wenden," doch meinte er zuletzt, es wäre alles fruchtlos — und damit entließ er mich. Ein neuer Funke der Hoffnung glimte dennoch in meiner Brust auf.

Die Richter waren ja unserm Hause so befreundet, achteten den Geheimderath so aufrichtig.

Ich selbst wollte jetzt zu den Männern hineilen und Alles aufbieten, meinen Freund zu retten.

Der gütige Präsident begleitete mich auf dem schwersten Gange meines Lebens.

An schwarzbehangener Tafel saßen die Richter über Leben und Tod. Vor ihnen stand mit männlicher Würde Lilienholm, blaß und abgezehrt durch Blutverlust und Strapazen. Er trug Kopf und Arm noch im Verband.

Verwundert sah Alles auf die Eintretenden.

Mit wenigen, aber kraftvollen Worten stellte der Präsident der Versammlung meine Bitte vor und erwähnte auch zugleich, was er dafür bei'm General gethan und was dieser erwiedert habe.

Ich hörte von Allem, was man gesprochen hatte, kein Wort; ich lag bewußtlos an des Mannes Brust, den allein ich nur geliebt hatte.

Ich sah nicht mehr, was um uns her vorging. Späterhin erst erfuhr ich, daß der Präsident im Namen Lilienholms an den Kaiser appellirt hatte, daß er das Kriegsgericht für null und nichtig erklärt, da dem Schuldigen kein Defensor gestellt worden sei, so daß endlich der blutdürstige Vorsitzer wüthend über den unberufenen Vertheidiger, diesen zum

Saale hinauszuweisen und mich von der Brust des Deliquenten zu reißen, befohlen habe.

Ein scharfer, kurzer Trommelschlag weckte mich aus meiner Betäubung. Es war mir, als schlügen sie Feuerläm, als sei die ganze Stadt in Aufruhr, um den Geliebten zu retten.

Ich fuhr in Todesangst aus dem Bette, wohin man mich ohnmächtig gebracht hatte, und eilte an's Fenster, welches die Aussicht auf den Schießplatz der Stadt gewährte.

In diesen gräßlichen Augenblick fielen drei Schüsse. „Jesus Christus, mein Eduard!" rief ich; denn in diesen Augenblicke hatten drei Kugeln seine Brust zerrissen; ich sahe ihn fallen und schlug mit ihm zugleich besinnungslos zu Erde nieder.

Tröstend hatte mich die theilnehmende Familie umringt, als meine Lebensgeisterwiederkehrten. Theodor und meine beiden Zoglinge lagen knieend vor meinem Bette, in das man mich bewußtlos getragen.

„Bereruhigen Sie sich," bat der gütige Präsident. „Er war Soldat und starb den Tod des Helden. Seinen letzten Gruß bringe ich Amalien, ich habe

ihn auf seinem Wege begleitet. Ehrbares Begräbniß habe ich für ihn bei den blutdürstigen Siegern doch bewirkt. Auf unsern Kirchhof begleitet ihn eben der bessergesinnte Theil des Officierkorps."

Still und in mich gekehrt vollbrachte ich jetzt meine Tage, ein wohlthätiger Tiefsinn bemächtigte sich meiner; nur wenn ich einen der Mörder meines Eduard sah, erwachte ich zu dem Vollgefühl der Verzweiflung.

Der geringste Schall oder was von fern einem dem Schusse ähnlichen Laut glich, konnte mich zur Bildsäule versteinern, das Wirbeln der Trommeln brachte mein Blut in solche Bewegung, daß ich an allen Gliedern zitterte.

Endlich siegten meine Seelen- und Körperkräfte abermals über mein Geschick.

Wunderbar, ja wunderbar, unerschöflich sind die Wege der Vorsehung. Was ich schon ertragen hatte in meinen Leben, welche Last das Schicksal auch mir aufgebürdet hatte — ich stand dennoch auf der Erde. Ach wie gern hätte ich in derselben geschlummert!

Doch ich hatte ja noch eine Hoffnung, eine Freude in der Welt, noch bin ich ja so glücklich,

die Gebote der Pflicht und der Liebe erfüllen zu können an meinem unaussprchlich geliebten Theodor, dessen äußere und innere Bildung mich für alle Schrecknisse des Lebens reich belohnt.

Zum blühenden Jüngling reifte er jetzt empor. Der würdige Präsident unterstützte mich väterlich bei seiner Erziehung. O! mit unsäglicher Zärtlichkeit hing ich an meinem Sohn.

Sein väterlicher Freund hatte ihn zum Rechtsgelehrten bestimt. Sehr gern willigte ich ein, denn nur Dornen waren seinem Vater und dem Freunde meiner Jugend auf der unglückseligen Bahn der Krieger erblüht.

In einigen Tagen sollte er zur Universität abgehn.

Ich wollte den Liebling meines Herzens, die einzige Stütze meines Daseyns nicht von meiner Seite lassen, ich wollte ihn begleiten.

Da trat der Präsident mir rauher Hand dazwischen.

„In die Welt muß der Mann. Selbständig und allein muß der Jüngling seine Laufbahn beginnen und durchwandern, denn nicht immer kann ihm die Mutter auf seinem Lebenspfade zur Seite stehn."

Ach, so mußte ich mich denn von dem Einzigen, was ich noch auf dieser Welt besaß, trennen.

Doch ich sollte auch diesen Kelch leeren.

Aber einige Meilen weit begleitete ich doch meinen Theodor, da nahte der Augenblick der Trennung, weinend riß sich mein Kind vom gebrochenen Mutterherzen, und ich kehrte trostlos in mein einsames Zimmer zurück, und hing alle den Befürchtungen nach, die einer Mutter so nahe liegen, die ihren einzigen Sohn einer Welt voll Verführung preisgeben muß, und dem ich, wen er im Begriff ist zu straucheln, nicht zur Seite stehen konnte; doch ich ergab mich in's Unvermeidliche! —

Da kam das verhängnißvolle Jahr 1813 und schwang die blutige Fackel des Krieges auch über Deutschlands gesegnete Fluren.

Die Niederlage Napoleons in Rußland, von der man sich bis jezt nur in's Ohr raunte, wurde täglich gewisser, seiner Universal-Monarchie machten die Elemente und die Tapferkeit der russischen und verbündeten Truppen ein Ende. Gott! wie oft hatte ich den bejammernswerthen jungen Franzosen, die verstümmelt, entblößt von Allen ihren Rückweg durch unser Städtchen nahmen, alles mir nur Entbehrliche gespendet, um ihnen dadurch vielleicht die Ankunft in's Vaterland möglich zu machen. Wie oft hatte nicht meine Phantasie mir das freudige oder grasse Bild, wo die Mütter

ihre gesunden oder verkrüppelten Söhne in ihre Arme schließen würden, vorgeführt. In solchen Momenten gedachte ich mit heißer, angstvoller Sehnsucht meines Theodor und flehte zu Gott, daß er ihn beschützen möchte vor den Gefahren, die auf Hochschulen dem Jugend- oder Uebermuth, der Gesundheit und dem Leben so mancher jungen Feuerseele droht, und liebende Eltern der Verzweiflung preisgiebt. Wie zitterte ich da nicht vor Verlangen um ein Zeichen seines Lebens, seines Wohlbefindens, und kam endlich ein Brief, der mir alles Gute bestätigte, was nur immer ein Mutterherz sich wünschen kann, so war der Sturm in meinem Innern beschworen und ich schalt mich selbst eine Thörin, die sich abmühte, ein wirkliches Glück durch eingebildete Möglichkeit zu trüben und zu verscheuchen. Ach, ich war eine unglückliche Hellseherin, und nicht umsonst störten schwarze Bilder meiner Träume. Ich war mir selbst die untrügliche Prophetin meines mich rastlos verfolgenden Unglücks.

Da kam eines Mittags der Präsident, ein Zeitungsblatt in der Hand in ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Erregung aus der Session. „Kinder," sprach er zu uns, „wir sehen einer inhaltsschweren Zeit entgegen; das dumpfe Gemurmel, das

französische Joch abzuwerfen, ist zum lauten Hülfsgeschrei geworden. Hier die Proclamation des Königs von Preußen, der alle waffenfähige Männer auffordert, den Kampf um Ehre und Vaterland mit zu beginnen. Des Königs Majestät und alle Prinzen seines Hauses werden ihre Truppen selbst den Unterdrückern entgegenführen. Wie ein Zauberschlag hat diese Nachricht auf die hiesige erwachsene Jugend gewirkt, und aus allen Ständen stehen Jünglinge auf, die vor Begierde brennen, unter den Fahnen ihres Königs zu fechten und die Gefahr mit ihm zu theilen.

Bestürzt hörte ich diese Nachricht. „Aber die einzigen Söhne ihrer Mütter, die einzigen Stützen ihres Alters, nicht wahr, Herr Präsident," frug ich mit zitternder Stimme, „diese verlangt der König nicht, diese weist er ab, wenn sie, durch das allgemeine Beispiel hingerissen, sich seinen Schaaren anreihen wollten?"

Da zuckte der ehrwürdige Greis, mich voll Mitgefühl anblickend, die Achseln, faßte mich bei der Hand und sprach, meine innersten Gedanken errathend: „Theodor liebt Sie, er wird Ihren Willen ehren und Ihnen die gewiß in ihm auch erwachende Kampfbegier zum Opfer bringen —

Ungläubig schüttelte ich mit dem Haupte. Unfähig,

etwas zu mir zu nehmen, verließ ich das Mittags-mahl, um in meinem einsamen Gemache über den Einfluß, den des Königs Aufruf auch auf mich ausüben würde, nachzudenken. Eine Last von Besorgnissen, die mich zu erdrücken drohte, häufte sich in meiner Brust; ich zählte die Stunden, die Minuten, wenn ich Nachricht von meinem Theodor erhalten konnte. Die Tage wurden mir zu Monden, sie erhielten nur eine angstvolle Verkürzung durch die Nachrichten, die stündlich von den immer neuen Meldungen einliefen, die beim Commandanten sich einschreiben ließen. Endlich kam der heißersehnte Brief, zitternd löste ich das Siegel. Mein Theodor schrieb: „Mutter, es kann Dir nicht fremd sein, daß das Vaterland seine Söhne zu seinem Schutze aufgerufen; nur an Geist oder Körper Schwache sind hier zurückgeblieben, und nur die grenzenloseste Liebe zu Dir ließ mich bis jetzt dem Drängen meiner innigsten Freunde, auch zu den Waffen zu greifen, widerstehen; doch wenn Du Alles ziehen siehst, den Feind aus Deutschlands Gauen zu verjagen, so wirst Du auch Deinen Sohn nicht davon zurückhalten. Er harrt nur Deines Segens, um auch zu seines Königs Fahne zu schwören."

Großer Gott! so sind alle Befürchtungen, die

in meinen trüben Stunden mir vorschwebten, pünktlich eingetroffen. Rathlos suchte ich Theodors Pflegevater auf, um seine Meinung, seinen Willen über diesen mir so entsetzlichen Gegenstand zu hören.

„Ich habe das kommen sehen, arme Dulderin!" rief er, als er mir in's Gesicht und den Brief in meiner Hand sahe. „Zwingen Sie ihn nicht, dem Strom der Zeit zu widerstehen; geben Sie ihm die Freiheit, seinen Enthusiasmus für die heilige Sache durch die That zu beweisen, und bitten Sie Gott für seine Erhaltung."

Stumm vollbrachte ich, was der edle Greis mir auferlegte: Ich schrieb an Theodor, daß ich ihn noch ein Mal an mein Herz zu drücken wünschte, bevor er zu einem Freicorps abginge. Er kam; Gesundheit strahlte auf seinen Wangen, Muth blitzte aus seinen herrlichen Augen, in die ich — ich fühlte es klar und deutlich — nie mehr schauen würde. Mit edlem Ungestüm trieb er mich, Alles das zu seinen neuen Stande Nöthige herbeizuschaffen, und als dies vollendet war, riß er sich aus meinen, ihn festumschlingenden Armen und folgte seinen Gefährten zu dem ihnen bestimmten Versammlungsort.

So wie mir da war, ist dem Schiffbrüchigen

zu Muthe, wenn man ihm die letzte Stütze, sich über den Wellen empor zu halten, entreißt.

Unaufgefordert meldete mir Theodor seine und seiner Kameraden glückliche Ankunft an ihrem Bestimmungsort und schilderte mir mit Entzücken, wie sehr seine Vorgesetzten mit seinem Geschick in den Waffenübungen zufrieden wären, und wie er hoffen dürfe, in Kurzem Offizier zu werden. Schließlich bat er mich, ihm nicht zu schreiben, weil, wie er gehört habe, man nun bald aufbrechen und dem Feinde entgegengehen würde. „Alles zittert," schrieb er, „vor Verlangen, sich mit ihm zu messen, Du aber, theure Mutter! zittere nicht; Gott wird mich schon aus Liebe zu Dir erhalten. So oft es mir nur möglich ist, erhältst Du Nachricht von Deinem Sohne" ꝛc.

Voll Inbrunst drückte ich diese mir so liebe Zeilen an meine Brust und theilte sie dann dem Präsidenten und seiner Familie mit. Mit Zufriedenheit weilten die Züge des würdigen Mannes auf seines Pflegesohns Schreiben und er äußerte seinen Beifall über Alles, was er las und sprach mir, mit der ihm eigenen Gewalt über mich, Muth und Hoffnung ein; aber nur eine kurze Zeit wucherten diese Genien in meinem Herzen, denn sowohl alle öffentliche als Privatnachrichten

schilderten den Feind überreich an Mitteln, Alles, was sich ihm entgegenstellen würde, zu vernichten. Begierig verschlang ich von jetzt an alle Blätter, welche Beschreibungen von den Gefechten und Märschen der Verbündeten enthielten; Schritt vor Schritt folgte ich den Vaterlandsvertheidigern auf ihren Bahnen. da erscholl die Kunde von der für die Verbündeten verlorenen Schlacht bei Lützen. Mit Heldenmuth und Unerschrockenheit, hieß es zwar in den Berichten, hätten Russen und Preußen gegen eine weit überlegene Macht gekämpft, aber zuletzt doch das Schlachtfeld nicht behaupten können. Ach! und Tausende von Todten hauchten nutzlos ihr junges Leben aus!" seufzte ich mit emporgehobenen Händen, und in dieser schrecklichen Periode traf kein Zeichen von des Sohnes Leben bei der verzagenden Mutter ein! Hatte auch er an diesem Tage gegen die feindlichen Reihen gekämpft? war er ihren Geschossen entgangen? oder lag er, von Rossenhaufen zertreten und um Hülfe wimmernd halb todt auf dem Wahlplatz?— Diese Bilder waren es, die Tag und Nacht mir vorschwebten und meinen, so durch Kummer aller Art erschöpften Körper dem Grabe nahe brachten. Doch wie ein verlöschendes Licht mit dem letzten Reste seiner Nahrung noch ein Mal hell empor-

flackert, so auch ich; mir wurde die gewisse Nachricht, daß das Corps, wo Theodor stand, nicht mit in's Feuer gekommen wäre. „Also doch für den Augenblick noch gerettet, noch mein!" jauchzte ich und sank im inbrünstigen Gebet für seine Erhaltung auf die Kniee nieder.

9.

Bis hierher reichten die Mittheilungen der Vielgeprüften.

Eine Paßkugel hatte dem einzigen Sohn in der Schlacht bei Bautzen beiden Füße weggenommen.

Zu spät kam die Mutter dem Abgott ihres Herzens zur Pflege; er war nicht mehr.

An seiner Leiche saß die Dulderin, ihr Antlitz bedeckt mit der Farbe des Todes.

Keine Thräne entquoll ihrem Auge, mit zitternden Lippen kniete sie neben dem entseelten Liebling.

Die Welt hatte nichts mehr, was sie betrüben, nichts mehr, was sie erfreuen konnte; ihr Blick

sah nur mit heißer Sehnsucht auf die Gräber ihrer Lieben.

Aber umsonst sehnte sie sich nach Entfesselung ihrer Seele von den irdischen Banden, obgleich ein Bild der Verklärung und des stummen Schmerzes.

So lernte ich sie im Jahre 1816 im Hause des Präsidenten kennen. Sie muß einst schön und reizend gewesen sein, denn noch hatte selbst das Uebermaaß von Kummer die Spuren davon nicht ganz vertilgen können.

Seit Jahren, erzählte mir die Präsidentin, hatte sie Niemand lächeln sehen.

Lange ruhte ihr Auge auf dem eisernen Kreuz auf meiner Brust.

„Verließen auch Sie eine trauernde Mutter, dieses harte Metall zu erringen?" fragte sie eintönig, und ohne meine Antwort abzuwarten, verbarg sie weinend ihr Gesicht in beiden Händen und schluchzte laut.

Langsam welkte die arme Amalie, endlich lächelte der Engel des Todes ihr zu.

Das thränende Auge hatte sich geschlossen. Vom kummerbeladenen Herzen waren die Lasten des Unglücks genommen, es schlug nicht mehr, da kehrte, als man ihr das Sterbekleid anlegte, die langentflohene Röthe eine Sekunde lang auf ihre Wangen zurück.

Sie ruht nun neben denen, die sie einzig und allein auf dieser Welt liebte, neben Lilienholm und ihrem Theodor

---

Gustav Walter.

Am 21. September 1835 stand im Dorfe Strausfurt der Tischler Gustav Walter vor seiner Hausthür, und ruhte sich eben von der schweren Arbeit. Er hatte mit einem guten Freunde mehrere Schwarzpappel-Bretter zerschnitten, und freute sich darüber, daß er endlich den Anfang zu seinem Haushalt, und damit zur Verheirathung seiner Marie gemacht; denn vor drei Tagen war er großjährig geworden, und durfte nun seiner Neigung ungehindert folgen. Bisher hatte sich dem die Vormundschaft widersetzt, weil Marie arm war, Gustav nur wenig hatte und auf die Liebe beider Theile nicht Rücksicht genommen wude; im Vertrauen raunten sich Leute, die die Sache kennen wollten, zu, daß die Weigerung besondere Ursachen habe, die wir nicht näher untersuchen.

Gustav Walter war schon lange elternlos hatte

aber durch Vermittlung des Pfarrers eine gute Schulbildung erhalten, und aus besonderer Vorliebe das Tischlerhandwerk ergriffen, sich auch tüchtig darin ausgebildet. Er war Soldat gewesen, und hatte im November 1832 sich Urlaub erbeten, diesen benutzt, um nach der Citadelle von Antwerpen zu gehen, und die Belagerung derselben auszuhalten. Der greise Chassé schüttelte ungläubig das Haupt, als ihm gemeldet wurde, daß ein deutscher Freiwilliger am Thore erschienen sei und um Aufnahme gebeten habe; er ließ ihn vor sich führen, und erstaunte, als er statt des vermutheten Taugenichts einen jungem Mann erblickte, dessen Aeußeres ihn empfahl, der in der Fortifikation bekannt war, und einer, allem Anschein nach verlornen Sache seinen Arm und sein Leben anbot. Zwar sah der alte Held wohl ein, daß jugendliche Eitelkeit einen großen Theil an dem Entschlusse unseres Gustavs hatte, er nahm aber sein Erbieten an, und überwies ihn den Ingenieur-Offizieren zur Hülfsleistung, übrigens machte unser junge Held seiner Stellung Ehre, behielt Muth und Kopf im fürchterlichsten Bombardement, und hörte mit Seufzen den Befehl zur Uebergabe nach der tapferen Vertheidigung. Er wurde mit der übrigen Besatzung kriegsgefangen nach Frankreich ge-

führt, entkam nach einem Vierteljahre und ging wieder zu seinem Regimente wo er zwar anfänglich arretirt, nach eingeholter höherer Entscheidung aber frei und ohne Strafe entlassen wurde.

Hierauf entschloß er sich, nach seinem Geburtsorte heimzugehen, und Marie Werner die Tochter eines Müllers, zu heirathen, mit der er sich von Jugend auf zu ewiger Liebe und Treue verbunden hatte. Seine Geliebte aber war unterdessen genöthigt gewesen, bei der Frau von Hainau, im benachbarten Blankenburg, in Dieste zu treten, die auch das unverdorbene Mädchen lieb gewann und sehr Milde behandelte. Gustav suchte sie dort auf und erhielt von der weltklugen Frau die Weisung, daß er, überzeugt von der Treue Mariens, sie selten, und nur am Tage besuchen sollte, damit ihr höchstes Kleinod, guter Ruf, unbescholten bliebe; zu einer Verheirathung rieth sie erst dann, wenn Gustav majorenn sein würde, und obwohl er ungeduldig versuchte, seine Verbindung eher zu bewirken, war ihm dies, wie gemeldet nicht geglückt.

Unser Gustav sahe freilich ein, daß er jetzt Marien kein großes Glück bieten konnte; sein elterliches Vermögen bestand aus einem Häuschen, Gärtchen und Weinberge, dagegen rechnete er auf seine Geschicklichkeit, und glaubte durch diese bald

sich empor zu helfen, wie denn auch wirklich, als man erst Proben seiner Arbeit gesehen, er mit Bestellungen überhäuft wurde, und in den zwei Jahren, die er zur selbstständigen Arbeit genutzt, durch Fleiß und Sparsamkeit sich einem hübschen Nothpfennig erworben hatte.

Nachdem alle Hindernisse beseitigt waren, und Marie mit Thränen der Freude zu Allem, was Gustav beschlossen, ihre Einwilligung gegeben hatte beschäftigte sich mit seinem eigenen Meublement, hatte, wie wir oben erzählten, so eben Feierabend gemacht, und wollte mit seinem Gehülfen nach dem Wirthshause gehen, und die müden Glieder durch einen kräftigen Trunk erfrischen. „Günther, es ist heut noch früh, aber Montag, und die Kräfte sind erschöpft, komm zu Wendes," so rief er ihm zu, und zog die Gingham-Jacke über die aufgekrempten Aermel. „Laß mich erst meine Jacke holen, Gustav," sagte dieser, „es wird kühl, und heute wird viel Besuch sein, da wird's spät werden, denn Du wirst wieder von Antwerpen und Arras genug erzählen sollen."

Mit einem selbstzufriedenen Lächeln hörte Gustav dies an; die Eitelkeit, obwohl er sonst unverdorben zu nennen war, behauptete bei ihm ein ziemliches Gewicht, und er ließ sich gern auffordern,

Dinge zu erzählen, die er erlebt, und deren Mittheilung bei seinen Zuhörern lebhafte Theilnahme durch beifällige Mienen und Reden bezeugte.

Jetzt stand er da, der 24jährige junge Mann acht Zoll groß, mit hellbraunen Haar, das er immer sorgfältig gelockt trug, einem vollen männlichen Gesicht, welches die Abendröthe noch blühender malte, als es an sich selbst war; das große braune Auge sahe nach dem Kiffhäuser, der im Abendglanze die andere Gegend überstrahlte, und ihm fiel die Sage von diesem Berge ein.

„Würde mich nicht so zu quälen haben," dachte er, „wenn ich den Eingang zu Dir finden und den guten Kaiser Rothbart erlösen könnte. Dann könnte ich auch alle Tage einen guten Rock und feine Wäsche tragen, die jetzt für Sonntags aufsparen muß. Doch dummes Zeug, was fehlt mir denn?" setzte er hinzu, musterte sich selbst und sah beifällig, wie sauber ihn die weißen Sommerhosen, die bunte Weste und rothe Gingham-Jacke kleiden mußten. Dabei drehte er die grüne Sammetkappe auf dem Kopfe, und strich den gewaltigen Bart mit den Fingern. Den Kiffhäuser im Auge bemerkte er, daß auf der Landstraße ein großer Wagen, mit Postpferden bespannt, langsam herannahte, durch dessen offne Fenster er Damenhüte

sahe, und, wiewohl Marien im Herzen treu, war er doch auch neugier'g genug, sehen zu wollen, ob ein hübsches Gesicht sich ihm zeigen würde. Er blieb daher stehen, obgleich Günther zu ihm trat, und zu gehen wünschte, ja, weil Gustav gewahr wurde, daß die Dämmerung ihn hindern würde, von seinem jetzigen Standpunkt aus, schöne Züge genau zu unterscheiden, wenn sie in einer Kutsche waren, trat er sogar bis dicht an das Wagengeleise, um nicht zu verfehlen.

Die Kutsche kam näher, endlich ganz nahe, und Walter grüßte mit einem lauten „Guten Abend,“ sein Käppchen abnehmend.

„Halt an Schwager!“ sagte eine sanfte Stimme und aus dem Wagenschlage beugte sich ein weiblicher Kopf, mit einem Federhute bedeckt, ein rosenrother Schleier war zurück geschlagen, und mit einem Erstaunen, das wie ein elektrischer Schlag sein Inneres durchbebte, sahe Walter ein Gesicht, dessen Gleichen ihm bisher nie, weder lebend noch im Bilde vorgekommen war, so, daß er unwillkürlich, wie vor einer höhere Erscheinung zurückweichend, einen Schritt abtrat. „Guter Mann,“ sprach die Dame, „unser Wagen ist zerbrochen, und wird nicht weiter können; können Sie ihn uns nicht herstellen oder herstellen lassen?“

Wie wirkte dieser Ton auf Walter! Das war ihm keine menschliche, sondern eine himmlische Stimme. Guter Mann! diese Worte besonders schienen ihm mit einem Ausdrucke gesprochen, der beinahe zärtlich war, und seine angeborne Eitelkeit verfehlte nicht, ihm blitzschnell zuzuflüstern, daß seine Person, deren äußerliche Vorzüge ihm nicht unbewußt, einen großen Beweggrund zu dieser wohlthuenden Anrede gebe.

„Meine Gnädige,“ antwortete er, anfänglich schüchtern, mit jedem Worte aber dreister, so daß seine Bruststimme zuletzt ganz unbefangen klang, „ich selbst kann Ihnen nicht dienen, werde aber gleich Rath schaffen.“

Damit wollte er sich entfernen, die Dame aber rief ihm zurück. „O bitte! Helfen Sie mir aus den Wagen, ich wage es nicht, weiter zu fahren, mein Guter — wie heißen Sie?“

„Gustav Walter, meine Gnädige, und bin Tischler, hierselbst wohnhaft.“

„Lieber Walter,“ sagte die Dame in einem Tone, dessen Ausdruck ihm Spährenklang war, „öffnen Sie den Schlag.“

Sie nennt Dich Walter, absichtlich läßt sie den Zunamen weg, sprach er zu sich, seine Eitelkeit stieg, zugleich aber auch seine Schüchternheit, denn es

fehlte ihm nicht an Begriffen, und er konnte sich also selbst bescheiden, daß, wenn eine Schmeichelei für ihn in den Worten liegen sollte, sie nur der augenblicklichen Bedrängniß zu verdanken, und seine Persönlichkeit dennoch vielleicht nur Nebensache war. Voll dieser widersprechenden Gefühle, öffnete er die Wagenthür; eine zarte, kleine Hand, deren Handschuh in der andern war, ward ihm gereicht, ein Zucken durch alle Nerven durchbebte ihn, noch mehr empfand er als er die schöne Gestalt mit männlicher Kraft umschloß, und zur Erde herabhob. Daß er sie schon berührte, hörte und sahe er nicht, war im seligen Umarmen und Anstaunen begriffen, und mit seiner nervigten Faust drückte er die Sammethand, daß sie, laut aufschreiend, ihm diese entzog, und sich von ihm losmachte.

„Sie vergessen sich sehr, Herr Walter,“ sprach sie in einem fremden Tone, daß er, beschämt mit Purpur begossen, zur Erde blickte, und sich im Augenblick ob seiner Kühnheit verwünschte; da traf ihn eine leise Berührung seiner Hand, und sie drückte die seinige leise und verstohlen, neuen Muth fassend, blickte er wieder in ihr Antlitz, und freundlich strahlten ihm die beiden Sterne zurück.

„Nun, mir hilft wohl Niemand?“ erscholl es

im spottischen Tone, „thun Sie mir nicht auch den Dienst?“

Gustav sahe nach dem Wagen; eine andere Dame in gewähltem Anzuge, mit einem Federhute, und einer ebenso schönen Gestalt, wie die erste, stand auf dem Tritte, und er trat hinzu, ihr herunter zu helfen. Jetzt schaute er auch dieser ins Gesicht, fuhr aber betroffen zurück, denn — es war zwar nicht häßlich, vielmehr jeder einzelne Zug schön, das Ganze aber machte einen niedrigen Eindruck, und wenn die Augen der ersten Dame unserm Tischler im himmlischen Feuer strahlten, so glühte aus diesen das hellische mit einer verzehrenden, durchbohrenden Kraft. Dies gestand Walter sich selbst augenblicktich, indem er zurückwich, und die Herabsteigende so wenig als möglich berührte. Letztere sprach zu der Ersteren einige Worte in fremder Sprache, welche darauf unsern Walter mit einem flüchtigen, aber durchdringenden Blick musterte und mit beifälligem Ausdruck einige Sylben Antwort gab.

Unterdessen sah der Postillion sich um, und fragte, was er zu thun habe. Dies erweckte Walter aus seiner Betäubung, und er schickte sich an, dem Wagen voranzugehen nach der Schmiede zu.

„Dies kann jener Mann thun,“ erinnerte das

Engels-Gesicht, „bleiben Sie hier, und bringen uns in dies freundliche Häuschen. „Wem gehört es?"

„Mir selbst," gab er zurück, indem sich Zufriedenheit mit Befangenheit in seinem Tone mischte, weil es ihm für ein solches Geschöpf zu schien, obwohl die Ehre, die ihm bevorstand, ihn freute.

Sorglos hing sich die Dame an seinen Arm, und mit einem Anstande, den er dem Könige der Belgier abgesehen, führte Walter sie an seine Hausthür, schnitt dabei die tiefsten Complimente und bat sie, voranzutreten. Die andere Dame brachte einen Reisesack zur Stube herein, und Walter sahe sich mit zwei Personen in einem Zimmer, denen er den höchsten Rang beilegte, und die er, weil seine Stühle nur von Holz waren, auf dem Bette Platz zu nehmen bat, was die Freundliche unter lautem Kichern thut; die andere, vor der er in ein inneres Erbeben nicht bemeistern konnte, eilte abermals hinaus, und holte noch Mehreres aus dem Wagen, den man jetzt vorfahren hörte.

Die Dämmerung war inzwischen mehr und mehr eingetreten, und Walter zündete ein Licht an; draußen vor dem Fenster standen eine Anzahl neugieriger Dorfbewohner, und einige vertraute Freunde waren im Zimmer hereingekommen, mit der gewohnten schüchternen Unverschämtheit die

Frauen betrachtend, und den Tischler an den Kleidern zupfend, um ihm einige neugierige Fragen bemerklich zu machen. Verlegen suchte er auszuweichen, der Dorfschneider aber flüsterte ihm, und zwar so vernehmlich, daß es Jeder hörte — weil Walter das Ohr abwandte — zu: „Die Eine ist schön wie eine Königin: die Andere auch hat aber einen maliciösen Blick."

Kaum ausgesprochen, näherte sich schon die Letztere dem Schneider, und auf die Thür deutend, ohne ein Wort zu sprechen, zwang ihn ihr ernstes Gesicht und das noch höher entstrahlte grimmige Feuer ihrer Augen, still und rasch hinauszuschlüpfen, welchem Beispiele die übrigen Eindringlinge folgten.

Draußen raufte der Schneider sich verzweiflungsvoll das Haar, und sprach leise: „Was habe ich gemacht! Kinder, ich bin verloren, jetzt kenne ich sie erst von Petersburg her," — wo er nie gewesen war — „ich muß mich vor der Welt eine Zeitlang verbergen." Damit entlief er, und hinterließ seine Freunde im größten Erstaunen, die kaum Athem zu holen wagten, und sich nur fragende Blicke, nicht Worte sandten.

Auf unserm Tischler hatte die Entrüstung der zweiten Dame auch lähmend eingewirkt: vorher

hatte er Muth und Lust zu reden genug, jetzt blieb ihm jedes Wort im Halse stecken; wenn auch er zu sprechen versuchte. Abwechselnd betrachtete er beide Personen, zu der Einen zog es ihm, zu der Anderen blickte er mit einem gewissen Grade von Furcht, und zwar ungern; aber konnte sich dessen nicht enthalten. Wir wollen die beiden Frauen mit dem Namen der Ersten und Zweiten belegen.

Die Erste rief der Zweiten ein Wort in fremder Sprache zu, und gab ihr dabei einen Wink, worauf Letztere zur Thür hinausging und die Fensterladen schloß. Darnach winkte die Erster, noch immer auf dem Bette sitzend, unserm Walter, und er trat mit bangem Herzen näher. Sonst hatte er sich oft gedacht, daß ihm nichts in der Welt verlegen machen würde, zuweilen wohl gar sich Fälle gewünscht, die ihm dazu bringen sollten; jetzt aber — er wußte nicht, wie es zuging — war für ihn kein Ankaß zur Unruhe, er war auch eigentlich sich gar nichts bewußt, dennoch suchte er mit Gewalt so viel Herrschaft über sich zu behaupten, daß er Fassung und Geistesgegegenwart zeigen wollte.

Aber da sprach sie zu ihm noch viel freundlicher als er es zuvor gehört: „Lieber Walter, sehen Sie mich doch an,“ und dabei faßte ihre weiche Hand ihn an's Kinn, und er blickte in ihr Antlitz, wäh-

rend er selbst sich alles Blut in's Gesicht steigen fühlte. Gleichsam bewußtlos wollte er ihre Hände ergreifen, wollte — er wußte nicht was — sie aber entzog sich ihm, stand auf und sagte lächelnd: „Ihre Hand ist zu hart, die Meinige fühlt es noch Morgen, erst sollen Sie sich weiche Hände schaffen, dann will ich Ihnen die meinen reichen. Nun antworten Sie mir ganz aufrichtig, sehen Sie mir dabei offen in's Auge; sind Sie verheirathtet oder verlobt? Ganz kurz: Ja oder nein!"

Die Antwort gab aber beides. Ja — nein — stotterte er in immer größere Verwirrung — mein Wille war — ich weiß es nicht recht — ich habe eine Braut — ich denke —"

„Eine Braut?" fragte die Dame mit zitternder Stimme, und faßte ihn mit bebender Hand beim Arme.

Das war dem unbefangenen Tischler zu viel! und wenn es das Leben, die Seligkeit gekostet hätte, in dieser Lage konnte er kein Wort weiter sprechen. Plötzlich fühlte er sich von weichen Armen fest umschlungen, eine Fluth von Küssen strömte über seine Lippen; — So hatte ihn noch nie Jemand geküßt — und jetzt hatte er den Muth, der ganzen Welt, jeder Gefahr, mit dem festesten Schritte entgegen zu treten, was kümmerte ihn alles Andere,

außer Marien? Er hielt sie fest in seinem Armen, da klopfte ihn eine andere Hand derb auf die Schulter, und unwillig, daß man ihn störe, wandte er sich nach den Urheber, und blickte in die starren beinahe leblosen Züge der zweiten Dame, deren Augen, im Lichtschein wunderlich funkelnd, ihn durchbohrten, und seine Arme sinkend machten. „Eile mit Weile," sagte sie bedeutungsvoll, und flüsterte Marien in das Ohr, worauf diese ihr sagte:

„Er ist mein, Natalie, er wird uns ferner begleiten, und nie mehr verlassen."

Gustav stand, gewaltig ergriffen von dem, was ihm unverhofft im reichsten Maaße geboten wurde; sein Wille, oder vielmehr seine Willenlosigkeit, folgte ganz dem, was Marie — so nannte sich die erste Dame — über ihm bestimmte.

Natalie fragte befremdend: „Ist dem wirklich so?" und als Stillschweigen dies bestätigte, setzte sie hinzu: „dann wollen wir uns nicht lange aufhalten; unsere Zeit drängt, wer weiß, was die nächste Stunde bringt. Also fort!"

Fort! Dies wirkte wie ein Donnerschlag auf unsern Gustav, was sollte er? Alles verlassen? Wie sollte der Ruf ausfallen welchen er hinterließ, wo und wie sollte ferner er leben? Diese Fragen

stellten sich ihm, freilich verworren, auf, und brachten ihn zu weiterem Nachdenken; er trat unentschlossen zurück aus dem Zauberkreise, der ihn bisher gefesselt.

„Oho! sind Sie ein solcher Feigling?" spottete Natalie — „trinken Sie erst einen Becher Wein und der Muth wird neu erwachsen." Mit diesen Worten brachte sie ein schäumendes Glas an seinen Mund, das er instinktmäßig leerte, und nach dem Genusse desselben ein neues Feuer in seinen Adern fühlte.

Natalie faßte Gustav am Arm: „Lassen Sie die Begeisterung jetzt, wir werden Alles genießen, wenn wir erst fort von hier sind. Dafür sorgen wir vor allem, fort bald, wo möglich gleich."

„Nun, so gehen Sie, lieber Gustav," sagte Marie sanft, und klopfte ihm die geröthteten Wangen.

Ihr Wort befolgend, stürzte er hinaus, eilte nach der Schmiede zu, und fand, daß noch eine Stunde erforderlich war, ehe der Wagen gebraucht werden konnte. Noch rascher trieb es ihn zurück nach seinem Hause, das nie so schön als heute ihm vorgekommen war. „Marie," seufzte er mit den innigsten Ausdruck, alles Andere vergessend, einen Blick warf er auf den heiteren Himmel, der

einen Stern nach den andern sehen ließ, welche er sonst so gern mit Nachdenken betrachteie; plötzlich hörte er ein Geräusch, ein Wagen flog herbei, auf dem Bocke erkannte er im Dämmerlicht neben den Postillon eine Teufelsfratze, prüfend betastete er sich, ob er wache oder träume, und verfolgte den Wagen mit dem Auge, welcher bei der Schmiede anhielt.

Ein lautes Durcheinander von Stimmen ließ sich hören, verwundernd wandte er nochmal um, da stürzte bei ihm das teuflische Gesicht vorbei, hinter ihm ein Mann im Mantel, nach Gustavs Hause zu, und als Gefolge kam ein Haufe müßiger Dorfbewohner, hinterdrein. ;—

Gustav beeilte seine Schritte, kam mit beiden Fremden zugleich in sein Haus, und sahe Marien erblassend zusammensinken Der Mohr, erkannte er jetzt das schwarze Gesicht, ergriff mit lautem Ausrufe die Sinkende, und wandte sich zu dem Fremden, einem Manne von mittlerem Alter, mittlerer Größe und einem Gesicht, das viel Leidenschaftlichkeit verrieth, mit triumphirender Miene die Zähne knirschend sagte: „Attrappé, ma bella perfide!“

Der Mohr fletschte die Zähne, und trug Marien, die auf diese Worte die Augen scheu um sich

warf, vor sich her nach dem Ausgange. Gustav hatte bisher die neue Erscheinung befremdend angestaunt; er fühlte ein Etwas in seinen Gliedern und Gedanken, daß ihn nicht zu sich kommen ließ; auf diesen Anblick machte er jedoch einen Sprung, wie der numidische Löwe, hatte mit einem Griffe den riesigen Mohren an der Kehle, und drückte sie, daß die Augen verzweifelt aus ihren Höhlen traten, und er schaudernd vor dem höllischen Anblick die tödtende Faust zurück zog. Im Nu aber packte der Schwarze beide Arme unsers Tischlers, drückte sie furchtbar, und wollte sie zerbrechen oder ausrecken; Gustav fühlte sich gelähmt, sein Gegner, an Kraft ihm vieleicht über legen, hielt mit ehernem Griff fest, und das Bestreben, sich loszumachen, war furchtlos. Mit widrigem Lachen stieß der Mohr einige heisere Töne aus, die seinen Sieg andeuteten, er ward aber plötzlich an der Halsbinde rücklinks fortgerissen, und mit mächtiger Kraft zu Boden geworfen.

Hinter mehreren Nachbarn die mit Entsetzen den Tischler im Handgemenge, mit einer teuflischen Riesengestalt erblickten, und nicht zu nahen wagten, war Günther eingetreten, und staunte die nie gesehene menschliche Gestalt ebenfals an, aber nur einen Augenblick; sobald er sahe, daß sein Freund in

Gefahr war, zu unterliegen, ergriff er mit starker Hand den Feind am Kragen und zog ihn zu Boden. Dies gab das Signal, daß drei oder vier über ihn herfielen, und ihn mit verschiedenen derben Püffen regalirten.

Der fremde Mann gebot jetzt überall Ruhe, bat, seinen Mohr loszulassen, und versprach, den Anwesenden zu erzählen, was hier zum Grunde liege; neugierig horchte man auf, er aber verstummte, die Augen starr auf Natalie gerichtet, welche hervortrat mit einer feierlichen Stimme: „point d'eclat" ausrief, und mit erhobener Hand ihm zu drohen schien.

Es war still geworden, die Anwesenden alle wandten ihr Gesicht nur auf Natalie, welche mit den steinernen Zügen und den wunderlich schimmernden Augen einem höhern Wesen glich, Jeder war gespannt, wer zuerst sprechen würde und was; auf einmal tönte vor dem Hause jubelnd aus vielen Kehlen:

„Vivat hoch der Kaiser von Rußland!"

Der Schneider hatte zuerst diesen Ruf angestimmt, durch den er seine vorige Uebereilung gut machen wollte, als die Worte aber erschallten, staunten die innerhalb Anwesenden die Fremden ehrfurchtsvoll an, und gingen still hinaus, bis auf

Gustav, der mit funkelnden Blicken den Mohr sich nahte, gefolgt von Günther, der nicht hinausging. Der Mohr seine kräftige Gegner erkennend, fixirte sie mit grimmigen Gesicht, trat jedoch zurück, den Kampf vermeidend.

„Was soll das, Herr von Braun?“ fragte Natalie. „Sie sehen, daß Gewalt hier vertrieben wird, überlegen wir ganz ruhig, was wir thun wollen.“

Der Fremde gab durch Kopfnicken seine Einwilligung kund, zeigte aber auf Gustav und Günther, die ihm überflüssig schienen.

„Wir sind Alle hier,“ fuhr Natalie fort, „mich hatten Sie freilich nicht vermuthet, aber, da uns nichts entläuft, können Sie uns Alle hierbehalten, und diese Leute müssen hierbleiben, um Ihren schwarzen Teufel zu zügeln.“

Dieser machte ein Zeichen der Ungeduld, Natalie aber ergriff eine Flasche, goß mehrere Gläser ein, reichte den Mohren eins, der es leerte, dann Gustav und Günther, die ihre Gläser langsamer tranken. Der Mohr reichte sein Glas, empfing noch eins und noch eins, und — setzte sich nieder.

Auch unsern Gustav war wunderlich zu Muthe; es schwamm ein Nebel vor seinen Augen, aus dem abwechselnd das Teufelsgesicht des Mohren, Mari-

anens Engelsbild und Nataliens Geisterlarve sichtbar wurde; er fühlte eine unüberwindliche Schläfrigkeit, lehnte sich an die Wand und sank bewußtlos wieder nieder.

An einem heitern Mittage saß eine Frau von mitlerem Alter, Spuren wohlerhaltener Schönheit im Gesicht, im sorgfältigem häuslichem Anzuge, in einer schönen Stube am Fenster, vor ihr ein Rahm, ihr gegenüber ein blondes Mädchen, mit himmelblauen Augen, freundlichem Gesicht und hübscher Figur, die an der Rahm-Arbeit beschäftigt war.

„Es wird recht gut Mariane,“ sagte Frau von Hainau in zufriedenem Tone, „Du machst mir Freude, gebe Gott, daß Dir Dein Leben ferner auch Freuden bringe.“

„Das hoffe ich, gnädige Frau, erwiederte Mariane, aber recht schwer wird es mir, Sie, meine gütige Mutter, zu verlassen.“

„Auch ich denke mit bangem Herzen daran; Du lebst jetzt zufrieden und unbesorgt voll Hoffnung für die Zukunft. Damit diese erfüllt werde, rathe ich Dir, sei stets zufrieden, behalte den heitern Dir eigenen Sinn, und vor allem suche Deinem künftigen Mann immer wehrt zu halten.“ —

„Was ist, lieber Paul?“ fragte von Heinau den Bedienten, der eingetreten war.

„Ein Mann aus Strausfurt, aber nicht der Bräutigam, wünscht Marianen zu sprechen, war die Antwort. —

„Er mag herein kommen, ich will ihn selbst mit anhören.

Mit drei tiefen Bücklingen trat ein Mann ein, hoch in den Vierzigern, mit kahlem Haupte, das er mit dem Ueberste der Haare zu decken suchte, gekleidet in einem braunen Frack mit überlangen Schößen, gelben Nankin-Beinkleidern, und die Nase in einem hohen weißen Kragen versteckt.

„Ihr Gnaden,“ begann er, „manch Einer würde sich nicht getraut haben, Ihnen vor Augen zu treten, doch ich habe schon viel mit hohen Herrschaften zu thun gehabt. Ich bin der Schneidermeister Pappler aus Strausfurt, und will der Mamsell etwas von Wichtigkeit mittheilen; Der gute Gustav, freilich, er ist jünger und Erfahrung fehlt ihm; seit der Mensch wiedergekommen ist, hat er mit seinem großen Worte Alles an sich gelockt, und erzählt immer von Antwerben und Arras.

„Was ist mit ihm?“ fragte Mariane bebend.

Die Frau von Hainau sah ein, daß die Botschaft wirklich wichtig zu sein schien, hieß daher

Marianen sich entfernen, und fragte den weitschweifigen Schneider kurz aus. Dadurch erfuhr sie, was wir schon wissen, daß, als der zweite Wagen vor Gustavs Thür gehalten, die beiden Damen eingegestiegen seien, und in ihrer Mitte den fremden Mann im Mantel mitgenommen hatten. Die Thür von Gustavs Hause war zugeworfen worden, und von außen nicht zu öffnen; auch war Thür und und Fensterladen bis zum andern Mittag verschlossen geblieben. Mit den Glockenschlage Zwölf war ein Fenster aufgesprungen, und das häßliche Antlitz des Mohren hatte herausgeguckt, alle Zuschauer verscheuchend. Dann war der Mohr selbst nach der Schmiede gelaufen, wo der erste Reisewagen stand, den der Postillon schon in der Nacht verlassen, hatte in unverständlichen Deutsch sich erkundigt wo die Damen geblieben seien, und sich auf den Bescheid, daß sie schon zwanzig Stunden voraus, gestellt als müßte er sich des Leben nehmen. Unterdeß fanden sich der Fremde Herr, jetzt ohne Mantel, und der Tischler Günther ebenfalls bei der Schmiede ein, und man erfuhr, daß diese drei Personen bis jetzt in einem Todtenschlafe befangen gewesen, und daß unser Tischler Walter in den Mantel des Fremden gehüllt, in den Wagen mit fortgenommen sei. Der Fremde hatte sich

wüthend gebehrdet, den Mohren geschlagen, und dann Pferde verlangt, die aber kein Mensch stellen wollte, weil der Wagen zu schwer war, endlich, nachdem er zehn Goldstücke bis zur nächsten Station geboten, hatte der Bauer Mentzel seine Pferde vorgelegt, die aber nicht rasch genug fortgekommen waren, weshalb der Mohr den Bauer geschlagen, und dieser wieder abgespannt hatte. Der Fremde ist aber doch noch zum Landrath gefahren, setzte der Schneider hinzu, und der Gensdarm Hagemann, ein guter Freund von mir, hat mich versichert, daß wäre eine ganz abscheuliche Verführung, und er wüßte nicht, wo er den Tischler Walter wiederkriegen sollte. Wenn er es nicht mehr weiß, so kriegt ihn auch kein Mensch, und er kommt im Leben nicht wieder. Also was kann es der Marianne helfen lange zu warten; wir werden beide alt, und, da sie einmal im Gerde ist, und meine Pathe noch dazu, will ich sie mit Ehren unter die Haube bringen, ich sehe, sie kann auch nähen und sticken, daß ist bei mir besser angewandt, wie beim Tischler, wo sie muß Leim warm machen und das Holz schleifen, und sich quälen, daß sie bald zur unansehnlichen Person werden wird."

Frau von Hainau klingelte, „meinen Wagen, gleich," befahl sie und machte den Schneider Hoff-

nung, sich seiner Werbung anzunehmen, übrigens hieß sie ihn gehen.

Darauf sagte sie Marianen, daß sie Muth fassen müsse, ihr Gustav sei — wahrscheinlich ohne sein Wissen — entführt; sie, Frau von Hainau, würde gleich nachfahren, um Näheres zu ermitteln. „Ich würde Dich mitnehmen,“ schloß sie, „Du aber ängstigst Dich und mich, und ohne Dich handle ich unbefangen“

Mariane strömte von Thränen über, drückte das glühende Gesicht in das Taschentuch, und hörte mit dem Gefühl eines Gefolterten den Wagen fortrollen.

Der Tischler Gustav Walter kämpfte zwischen Schlaf und Wachsein, er fühlte sich auf elastischem Sitze geschaukelt, öffnete zu mehren Malen die Augen, sahe aber nur Nebel durch ein kleines Fenster; er wollte sich erheben, doch wie Blei lag es ihm im Körper, und er konnte so wenig den Geist als die Glieder rasch ermuntern. Endlich blieben die Augen länger offen, über den Nebel tauchte in der Ferne öfters eine Gestalt auf, die er festhielt, es schien ein nackter Riese zu sein, noch war er voll der Bilder des vorigen Abends: „Komm nur,

schwarzer Gesell, ich werde Dich nicht mehr loslassen," brummte er; neben sich hörte er ein verstohlenes Kichern, eine weiche Hand strich über seine Wangen, und eine zarte bekannte Stimme flüsterte ihm in's Ohr: Der schwarze Mungo schläft weit von hier in guter Ruhe, vor ihm bist Du sicher."

Gustav wandte alle Mühe an den Kopf zu wenden, der jedoch zu schwer war; vor ihm zeigte sich plötzlich das freudestrahlende Gesicht Mariens. Der Wagen fuhr langsam bergan; auf der Höhe war es heiter, in den Thälern unten drückte der Nebel sich zusammen, und jenseits erhob sich wieder der Riese.

Mariens Hand hob den Halbwachen höher, er besann sich: „Das ist ja der Herkules aus Wilhelmshöhe," sprach er; — „errathen," sagte die Nachbarin, während dem zeigten im Nebel ganz nahe sich Thürme und die Gebäude einer großen Stadt, und er bemerkte ganz richtig, daß es Kassel war. Der Wagen fuhr vor das Postgebäude. „Ganz schnell frische Pferde," sagte eine Stimme, die er nicht ohne Beben hörte, denn Natalie erkannte er darin, die zum Wagenschlage hinaus Papiere und Geld reichte. „Sie werden gleich bedient sein," ward erwiedert, bald darauf wurden

die Papiere zurückgereicht; und das Posthorn ertönte zum Weiterfahren.

„Einen Ducaten, Schwager, wenn Du ganz schnell fährst,“ rief Natalie durch das Vorderfenster; der Wagen flog wie ein Pfeil durch Velmar und Calden nach Westuffeln, und neben ihm schwanden Bäume und Land im bunten Gemisch. Unser Held hörte noch anhalten, sprechen, den Postillon wie im Traume blasen, und die Sinne entschwanden ihm in tiefen Schlummer.

Als Gustav wieder erwachte, lag er auf weichem Bette, vor ihm ein Tisch mit einer Kaffeemaschine. „Wo bin ich?“ fragte er verwundert, wollte sich aufrichten, fühlte wieder alle Glieder gelähmt und besann sich mühsam auf die letzten Ereignisse. Er hörte eine Thür knarren, und leise flüstern: „Er schläft noch.“ —

„Nun nicht mehr,“ versetzte er so laut er konnte, und er hörte leise Tritte und über ihn beugte sich ein freundliches Gesicht. Es war Marie, schnell sprang er vom Bette auf, neugierig um sich blikkend. Vor ihm lag ein schöner großer Platz, einige hohe Thürme standen hinter den alterthümlichen Häusern, und etwas ferner zeigte sich ein

ungeheures Gebäude mit einem dicken Thurme, der halb abgebrochen schien.

„Mein Gott, daß ist ja der Dom, und dieß hier mein Exerzier-Platz, wie bin ich denn nach Köln ge ommen?"

„Ganz leicht, wie Du siehst," gab Marie ihm zurück; „hier wollen wir einen Tag ruhen, dann wirst Du es wohl ertragen, ohne anzuhalten nach Paris zu fahren. Nun merke auf meine Worte: Du bist mein, Du hast es sein wollen, und ich habe Dich entführt unter den widrigsten Umständen. In Paris sollst Du ein feiner Weltmann werden, und mich mit Deiner Liebe Sonnenschein beglücken. Willst Du es?"

„Ich will, denn ohne Dich ist die Welt mir leer," erklärte Gustav. „Wie aber ging es gestern Abend Alles zu?" fragte er weiter, „die Gedanken sind mir noch verwirrt, es war so vielerlei, wo ist der Mohr, wo Günther?"

„Nicht gestern, sondern vorgestern," berichtigte Marie; „wie anders konnten wir den Mohren zurückhalten, als durch den kräftigsten Schlaftrunk, der auch Dich bewußtlos machte."

„Warum aber ward dieser Schlaftrunk mir erneuert?"

„Weil Natalie meinte, es sei besser, Dich so weit als möglich, Dir selbst unbewußt zu bringen."

„Das dächte ich nicht, aber — wer war der Fremde im Mantel?"

„Das wirst du erfahren, wenn es nöthig ist. Jetzt frage darnach nicht."

Marie zeigte auf einen Haufen fertiger Kleider, und verließ das Zimmer. Verwundert prüfte er das feine Zeug, und kleidete sich an.

Nun konnte er sich nicht enthalten vor den Spiegel zu treten, sich selbst bewundernd in den fürstlichem Anzuge; während dem that sich die Thür auf, und ein anständiger Mann servirte den Tisch.

Marie trat ein. „Unser Bedienter bis Paris," mit diesen Worten stellte sie ihm den Aufwartenden vor, der sich ehrfurchtsvoll in Gnaden empfahl.

Dem Mahle machte Gustav alle Ehre; wie hätte er auch anders gekonnt? Die schönste Hand bediente ihn, und ein Rosenmund nippte an dem Glase, wenn er scherzend es darbot. Sehr bald gefiel ihm diese neue Lage immer mehr, der Gedanke an Strausfurt und Blankenburg ward gewaltsam verdrängt, und alle Aufmerksamkeit widmete er seiner jetzigen Geliebten; nebenbei trug ihm die Einbildungskraft nach Paris, wo er ein golde-

nes Leben sich versprach. Wie bald hatte der fleißige Tischler sich verändert, daß er sich selbst nicht mehr kannte.

„Ich möchte ausgehen,“ äußerte er, „die alte Erinnerung machet mich mächtig, mehrere Stellen aufzusuchen.“

„Ich gehe mit,“ sagte Marie, „machen wir den Spaziergang zusammen.“

Sie setzte den Hut auf, zog den Schleier vor das Gesicht und hing sich an seinen Arm. Beide durchstreiften die Stadt, Gustav im hohen Gefühl der Zufriedenheit; zuweilen drückte er den vollen Arm an sich, und durch den Schleier funkelten ihm dann zwei seelenvolle Augen entgegen. Nein, so hatte er noch nie empfunden.

So gingen sie nach dem Rheine, und über den Rhein nach Deutz, und er zeigte ihr, daß er hier und dort Schildwacht gestanden, und damals nie geträumt, wie er heute auf dem Gipfel des höchsten Glückes hierher wiederkehren solle.

Endlich gingen sie nach dem Gasthofe zurück, und sie erzählte ihm in den einsamen Straßen, daß sie morgen früh abreisen würden, erst einige Stationen mit Lohnfuhrwerk, um Nachforschungen zu erschweren, von Achen aus über Brüssel mit

Postpferden. Natalie aber bleibe aus dringenden Gründen zurück.

Ehe sie in die Thür eintraten, zog Gustav noch Marien zurück und fragte: „Wer bist Du denn? Lehre mich Dich kennen.“

„Jetzt Deine Marie, und nun frage nicht weiter, in zwei Jahren erzähle ich Dir Alles. Bis dahin bitte ich um Vertrauen.“

Befriedigt führte er sie die Treppe hinan, sie wies ihn in sein Zimmer, wo er Thee und Erfrischungen fand, und Leonhard ihm andeutete, er möge ruhen, so legte er sich auf den elastischen Sopha, fand aber keinen Schlaf. Das holde Zauberbild Mariens, die Geheimnisse, die ihre Erscheinung andeutete, beschäftigten seine Ueberlegung, nebenbei stand ihm Marianens Bild mit verweinten Gesicht vor Augen, fand aber keinen Anklang; die neue Leidenschaft hatte ihn viel zu weit hingerissen.

Nach einigem unruhigen Schlummer trat Leonhard ein, meldend, daß angespannt sei, kurz darauf erschien Marie, heut noch reizender als bisher, und Natalie, deren Gesicht keine Bewegung verrieth, während ihr sonst funkelndes Auge, im matterem Glanze erschien und Schwermuth andeutete. Sie folgte unserm Paar bis zum Wagen, umarmte in-

nigst Marien, drückte Gustav die Hand, und wünschte mit gedämpfter Stimme glückliche Reise. Dahin flogen sie.|

„Beruhige Dich, gute Mariane, freilich heut vor einem Jahre war er hier und empfing Dein und mein Christgeschenk.“

So redete Frau von Hainau zu Marianen, die im Stuhle saß, heftig schluchzend und ein durchnäßtes Tuch an die Stirne drückend.

„Es thut mir leid“' fuhr die Frau fort, „Dir aus Ueberzeugung sagen zu müssen, daß Du Deinen Gustas veeloren hast. — Erinnerst Du Dich meiner Mittheilung in derselben Stunde, wo uns der Schneider die erste Entfernung brachte? Ich sagte Dir, daß ich die höchste Eitelkeit bei ihm gefunden hätte, und so muß ich auch jetzt Dir gestehen, daß, nach Allem, was ich erfahren, nur diese ihn verleitet hat, und mir er nicht unschuldig vorkommt. Gieb ihm auf, Mariane, als Mutter rathe ich es Dir; fändest Du ihn je wieder, dann bedauere ich Dich! Glaube mir Aehnliches wiederholte er, und jetzt jammert mich nicht Deiner, sondern seiner.“

Aber die trostlose Mariane hatte wenig Ohr

zu solcher Zusprache; leider hörte Niemand gern die unverfälschte Wahrheit, und so kam auch Frau von Hainau jetzt ihr nur als eine unerbittliche Richterin vor, deren Abgelebheit sie so sprechen ließ.

Der Christbaum mit den unzähligen flammenden Herzen stand wie ein Nebel vor ihr, und gewaltsam erhob sie sich, als ein Gepolter die herannahende Dienerschaft verkündet, welche ihr Christgeschenk empfangen sollte.

Sie traten herein; wie ein Nimbus umstrahlte das sanfte Gesicht der würdigen Wittwe, als sie Jedem sein Theil zuwies. Alles war glücklich, alles fand seine Wünsche befriedigt, dankte lächelnd und weinend, und die Würdige bat, vorlieb zu nehmen, und streichelte die glühenden Wangen Marianens, die still ihre Hand mit Thränen benetzte, bis die Wimpern der Gefühlvollen auch überschwammen.

Sie waren allein geblieben; da trat Paul, der Kammerdiener, wieder ein, ein Papier überreichend: „an Mariandchen rekommandirt,“ sagte er, „hier ist der Brief und der Schein, unterschreiben Sie.“

Begierig fiel Mariane über den Brief her; es war eine unbekannte Handschrift, sie wurde kühler, unterschrieb den Empfangschein und erbrach das Siegel erst auf Erinnerung, warf einen Blick hin-

ein, und legte dann Alles zu Seite. Frau von Haynau ergriff es, las: „aus Leipzig — Einlage“ und gab letztere Marianen.

Es war seine, Gustavs Hand; Mariane riß bebend das Papier entzwei, sah hinein, schrie laut auf und sank nieder. Nachdem sie in einen Lehnstuhl gebracht worden war, nahm Frau von Hainau den Brief, und las laut:

Gute Mariane

„Wir sind nicht für einander bestimmt, das hat unser Schicksal uns schon dadurch kund gethan, daß wir so lange unsre Verbindung aufschieben mußten. — Auch fühle ich jetzt, und wie ich nicht zweifle, Du ebenfalls, daß wir uns zwar recht gut würden vertragen haben, daß aber auch unsere Ehe eine alltägliche möchte geworden sein. — Ueberlege Dir das, und Du wirst Wahrheit finden, zugleich auch Ueberzeugung, daß es kein Glück sei, Jemand zu besitzen, der nach Höherem strebt. — Durch Wunderbare Fügung habe ich es gefunden, und entsage Dir mit schwerem Herzen, bittend: bleib Du mir eine liebende Schwester, ich Dein liebender Bruder. Die Zeit wird den Schmerz den Du darüber empfindest, mildern, und wir werden uns versöhnt wieder wiedersehen.

Einliegende Anweisung von Tausend Dukaten kannst Du in Nordhausen erheben; lege es nicht so aus, als wollte ich meinen Besitz Dir abkaufen, ich weiß, dazu denkst Du zu edel, Du wirst aber dadurch einen Nothgroschen haben, wenn Dein Schicksal Dir nicht lächelt, und es ist meine flehentliche Bitte, daß Du diese Summe annähmest. Noch — verzeihe mir wenn ich es andeute — mein Freund Günther liebt Dich recht herzlich, er ist ein guter Mensch, beherzige dies und bleibe ferner gut Deinem treuen Bruder."

Gustav.

„Ohne Datum," bemerkte Frau von Hainau, „wir können also nicht antworten, wie es sich gebührt, wollen uns auch keine Mühe geben. Geschrieben hat er dies selbst, verfaßt wohl nicht, doch bleibt es sich gleich, sein Wille steht darin enthalten, und zwar sehr deutlich Ein neuer Beweis, Du hast nichts verloren, und ob wir daß Geld annehmen, werde ich mir überlegen."

Sie verwandte ihre Worte umsonst: Mariane lag in Ohnmacht versunken, und hörte nichts. Durch Hülfe anderer ward sie in ihr Bett gebracht, man hielt ihr Essenzen vor, sie kam zu sich, sagte:

„Verloren, der Untreue,“ und versenkte das Gesicht in die Kissen.

Im Gehölz von Boulogne bei Paris war an einem schönen Maitage des Jahres **1837** gegen Mittag viel elegante Welt versammelt. Die Promenaden lebten von Equipagen und Reitern; letztere tummelten ihre Rosse mit Gewandtheit, vor Allen ein junger Mann von schöner hoher Figur, im modernsten Reiteranzuge, auf einem schlanken Grauschimmel; er setzte über Gräben und Barrieren wie im Fluge, hielt eine Stunde sich auf, und galoppirte dann zurück.

„Der Deutsche reitet schön,“ bemerkte eine Dame, ihn mit den Augen verfolgend, zur Nachbarin; diese erwiderte: „leidlich. Reich soll er sein doch von obscurer Heerkunft, er erscheint nur auf allgemeinen Orten, zwar in den höheren Klassen, aber auf Hofféten hat man ihn nie bemerkt. Auch lebt er, ich weiß es sicher, mit zwei Frauenzimmern in besondere Verhältnisse.

Der Reiter auf den Grauschimmel sprengte durch die Straßen von Paris bis zu Chaussee d'Autin; seine Miene drückte Sorglosigkeit aus, erhöht vom besten männlichen Wohlsein. Vor einem prächti-

gen Hause stieg er ab, und eilte die Stufen hinan, auf halben Wege kam Marie unserm Gustav entgegen denn er war der Reiter.

Man setzte sich um ein mäßiges Frühstück einzunehmen.

„Jetzt werde ich mit Deiner Tournüre bald zufrieden sein," sagte Marie „und mit Sehnsucht erwarte ich den August=Monat, wo sich Alles zu unserm vollendeten Glücke lösen wird." —

„Noch lange hin," seufzte er, „wer weiß was uns da noch bevorsteht."

„O Du mußt auch nicht kleingläubich sein, bat Marie," „Du hast ja immer noch dem Schiksale getrotzt, fordere es nicht heraus, weder durch Frevel noch durch Zagen."

Indeß war unserm Gustav dennoch unheimlich, so viel Mühe er sich auch gab es zu verbergen, was er sich obendrein nicht erklären konnte. — Jetzt war er ein Mann geworden, dem der Neid ein schöneres Aeußere, eine feine Bildung nicht absprechen konnte. Zwanzig Monate in Paris hatten ihn ganz verändert.

Es litt ihm nicht zu Hause und er beschloß einen Spaziergang nach den Tuillerien=Garten, nahm Hut und Stock, und machte sich auf den Weg. —

Der Tag war heiß, die Straßen ohne Schatten, und er ging langsamen Schrittes, an seiner Heimath zurück denkend; namentlich dachte er an den Kiffhäuser Berg, der in der ersten Jugend ihm der wichtigste Gegenstand in der Welt war, und jetzt viel ihm wieder bei, daß im späteren Alter jedesmal, wenn er den Kiffhäuser mit Erinnerung seiner fabelhaften Wünsche ernsthaft betrachtet, ihm etwas Besonderes ereignet sei. So war es ihm ergangen schon beim Tode seiner Eltern, ferner vor seiner Lehrzeit, vor seinem Soldatenstande, andern wichtigen Dingen, endlich aber am 21sten September 1835, wo er in seinen Betrachtungen durch Mariens Ankunft gestört wurde.

Er liebte diese mit aller Kraft der Seele, und wenn der erste Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, ein Werk der Sinne war, so hatte jetzt das lange Beisammensein, und das liebevolle Benehmen, welches sie gegen ihm bezeigte, seine Leidenschaft veredelt, und er fühlte, trotz seiner besondern Verhältnisse, einen Werth in sich, den er sonst nicht vermuthete. —

Daß unser Gustav Marianen nie vergessen hatte, und nur als ein gleichgültiges Bild sie in der selten werdenden Erinnerung betrachtete, möge zeigen, wie er mehr aus Gewohnheit als aus wirk-

licher Liebe, ihr seine Hand geboten, und sie ohne Reue verlassen hatte. Der Brief den sie von ihm empfangen hatte, war wirklich sein Werk, und er zweifelte nicht, daß sie Günthern oder einen andern längst gewählt haben würde, hatte er sie doch durch sein Geschenk zu einer guten Parthie für Seinesgleichen — wie er früher war — gemacht.

Dies waren die Gedanken, mit den er in den Garten der Tuillerien, Schatten suchend, umher ging. Es war heute ganz still im Garten, und unserem Wandelnden gefiel dies; wo er Jemand sah, wie er aus, und hatte sich nach der Wasserseite ganz hingezogen. Hier fiel ihm ein Knabe von etwa vierzehn Jahren auf, der muthwillig das Geländer erklommen hatte, und darauf einherstolzirte; jetzt wankte er stürzte seitwärts und fiel in die Seine. Unsern Gustav schien der Muthwille übertrieben, doch hate er öfters Aehnliches gesehen, und ging daher gleichgültig näher; aber auf den ersten Blick gewahrte er, daß der Gefallene nicht die geringste Bewegung eines Schwimmers machte, und unrettbar ohne augenblickliche Hülfe verloren sei. Ohne sich zu besinnen, sprang er ihm nach, ergriff einen Zipfel seines Rockes, und zog ihn nach der nächsten Treppe hin, wo er ihn glücklich herausbrachte, aber bewußtlos. Ein junger Mann in

einfachem Anzuge half den Knaben tragen, und sie brachten ihm nach den Tuillerien-Schlosse in die Stube, wo ein Heer von Lakeien herbeiflog, den Knaben entkleidete, in ein Bett legte, und mit erwärmten Tüchern bedeckte und frottirte, bis ein Arzt weitere Hülfe leistete, und er die Augen aufschlug. —

„Gott sei gelobt," sagte der junge Mann, „und Sie," sich an Gustav wendend — nehmen meinen wärmsten Dank für Ihre Menschenfreundlichkeit an. Wie aber konnte ich vergessen, daß Sie durchnäßt sind, Sie zittern vor Frost, ich werde Ihnen trokkene Kleider besorgen.

Im Nu war dies geschehen, Gustav umgezogen, und wollte sich empfehlen. Der junge Mann betrachtete ihn aufmerksam: „Ihren Namen, bitte ich" — „Ein Deutscher, Walter." – Und ein Ehrenmann: leben Sie wohl, jetzt kenne ich Sie wieder, finden wir uns einmal." — Dabei drückte er ihm die Hand, und empfahl sich mit den Worten: auf Wiedersehen, mein Herr."

Zwei Tage darauf, als Gustav von seinem gewöhnlichen Spazierritt nach Hause kam, führte ihm sein Diener ein Pferd von arabische Race, schön gesattelt und gezäumt vor, das kurz zuvor abgegeben war, mit einem offenen Zettel:

„An Herrn Walter, zur Erinnerung der Rettung des jungen Barville.“

Nach näher eingezogenen Erkundigungen, erfuhr er, daß gestern noch der Herzog von Nemours das Pferd geritten hatte. Er theilte Marien die kleine Begebenheit, der er dies Geschenk verdankte, sofort mit; diese machte ihn jedoch die größte Vorwürfe, daß er sein Leben so muthwillig aufs Spiel setze, und bat endlich gar vorsichtig zu sein, da sie seit einiger Zeit eine besondere Ahndung, von einem ihr bevorstehenden Unglück habe und schloß mit den Worten: „Gott gebe, es sei leere Einbildung.“

Es mochten vier Wochen seitdem verflossen sein; Paris war in die größte Bewegung gerathen, die Vemählungsfeierlichkeiten für das herzogliche Paar von Orleans erregten Alles, und der 14. Juni war für die Festlichkeiten bestimmt welche die Stadt gab. Unser Gustav war bei mehreren gegenwärtig gewesen, Marie selbst hatte ihn dazu ermuntert; sie war wie gewöhnlich zu Hause geblieben; heute jedoch ließ er mit Bitten nicht ab, daß sie ihm begleiten sollte. Dazu hatte er einen Wagen bestellt, für den Nachmittag waren die Hauptplätze für

Fuhrwerk nicht zugänglich, und Gustav wollte am Abend dem Schauspiele der Eroberung von Antwerpen auf dem Marsfelde beiwohnen. Marie ließ sich erbitten, holte Natalie, die inzwischen unsern Helden nicht sichtbar geworden war, er nahm die Zügel, ließ die Damen einsteigen und fuhr.

Die Hauptstadt der Welt — wie sie sich gern nennt — entfaltete an diesen Tagen eine Bewegung von hunderttausenden, Alles durcheinander, wie sie Gustav und seine Begleiterin noch nie gesehen, und — so wenig Marie zuvor dazu bereit gewesen, schien sich dennoch zu gefallen.

Bei der Straße St. Dominique gerieth die Wagenreihe in's Stocken, und wurde nur sehr langsam fortbewegt; die Volksmassen waren so dicht gedrängt, daß die Pferde zwischen sich Leute hatten, und es schien keine Aussicht, hier vor einigen Stunden fortzukommen.

Neugierig musterten unsere Damen das Gedränge; ein Mann, der über die andern hervorragte, fiel ihnen, seines Kopfputzes wegen auf; dieser bestand aus einer weiß mousselinenen Mütze mit Gold besetzt, goldene Tressen auf scharlachrothem Tuche zierten seinen Rücken; jetzt wandte er sich und zeigte das schreckende Antlitz eines Negers, dabei hatte er in der großen Hitze sich vorn auf-

geknöpft und wie Ebenholz glänzte die Brust. „Mungo," stieß Marie in lautem Entsetzen aus, und der Neger grinzte zähneflätschend, die Augen im Kreise rollend, das sie im schwarzen Gesicht wie Diamanten funkelten, und Gustav ihn gleich als seinen Gegner in Strasfurt erkannte.

„Ja, Mungo hier," stöhnte der Neger, im entsetzlichsten Gedränge, „wer ruft?" schrie er grimmig, die Augen funkelten basiliskähnlich auf unsern Gustav, und mit größter Wuth warf er einige Umstehenden nieder, trat ein Kind mit Füßen und stand auf dem Wagentritte. Nicht ohne Verlegenheit sah dies Gustav; daß der Mohr ihn thätlich angreifen würde, litt keinen Zweifel, derselbe suchte nach dem Vordersitze zu kommen, und unser Held fürchtete nicht sowohl die Stärke seines Feindes, als das Aufsehen von Tausenden; jedoch wandte er sich schnell um, damit er zu Allem bereit war. Dazu kam es aber nicht, ein rüssiger Kohlträger von großem breitem Wuchs, langen Armen hatte sich zum Wagen herangearbeitet, bat die Damen um Entschuldigung, und griff darauf unversehens den Mohren, indem er ihn umschlag und beide Arme desselben festhielt. Seinen unverhofften Gegner wüthend anblickend, versuchte der Mohr umsonst, sich loszuwinden, das umstehende Volk klatschte

beiden schwarzen Kämpfern Beifall, Mungo, im höchsten Grimme, biß den Köhler in's Gesicht, daß ein Strom Blutes herablief, und tobte in unverständlichen Worten. Damit hatte er aber das Signal zum allgemeinen Angriff gegeben; ein Weib ergriff ihn bei den Ohren.

„Verfluchter schwarzer Schelm, Du willst ein ehrlich Pariser Kind mit Füßen treten, mit diesen Worten spie sie ihm in's Gesicht, und schlug ihn mit geballter Faust, daß auch ihm das Blut die schwarze Haut röthete, zugleich erhielt er von Stökken und Regenschirmen ein Regen von Hieben und sank bewußtlos nieder. Gustav jammerte sein Zustand, er wollt: ihm Hülfe leisten, konnte jedoch nicht durchdringen, zugleich rief ihm Marie im Tone der Verzweiflung zurück. „Bringe mich hier fort, flehte sie zitternd, ich sterbe sonst.“

Mit größter Mühe kam er aus dem Gedränge, fuhr durch leere Straßen nach seiner Wohnung, und half Marien aus den Wagen, die ein Fieber schüttelte. Sie ward hinaufgetragen; ihr Körper gühte, und sie sprach irre, nur wenn Gustav tröstend zu ihr sprach beruhigte sie sich, drückte ihm die Hand, und sah ihn mit trüben Augen an; er verwünschte seine heutige Spazierfahrt, und verlor

sich in Gedanken über den unerklärlichen Eindruck, den der Anblick des Mohren auf sie gemacht hatte.

Natalie ordnete besonnen kühlende Getränke, und schaffte einen Arzt herbei; dieser zuckte die Achseln und erklärte, die Krankheit sei im Wachsen, und werde sich erst in einigen Tagen zeigen.

Nach Verlauf derselben, die Gustav ohne Ruhe und Schlummer durchbracht, trat der Arzt zu ihm, sagend: „Wie ich gleich vermuthet, Madam wird, von Blattern befallen, die Symtome deuten auf hohe Entzündung und Gefahr; es ist meine Pflicht, Sie zu bitten, sich von der Kranken entfernt zu halten."

Wie im Traume vernahm Gustav diese Kunde er hatte ganz andere vermuthet, doch es beruhigte ihn einigermaßen, solche gewöhnliche Krankheit zu wissen, die ihm nicht lebensgefährlich schien.

Nach einigen Tagen erschien der Arzt bei ihm mit den Worten: „Mein Herr, die Gefahr ist überstanden, aber — ich fürchte, Madame wird viele Narben behalten, und kann selbst ein Auge verlieren. Was ich vermag, werde ich thun, um es zu verhindern."

„Dank, Theuerster," stammelte Gustav, den Arzt umarmend, „aber nun lassen Sie auch mich sie sehen,"

„Geben Sie mir Hand und Wort, durch nichts

zu verrathen, daß Sie bei ihr seien, so mögen Sie nachkommen," antwortete der Arzt.

Gustav versprach, und wurde darauf hinüber gerufen; doch welcher Anblick! die Lilien und Rosen im Gesicht verschwunden, die Augen geschlossen, statt dessen überall eine Rinde von Pocken, — so lag die schöne Marie vor seinen Blicken. Schaudernd, unvermögend den Anblick zu ertragen, ging er nach seinem Zimmer, und in diesem auf und ab, voller widerwärtiger Gefühle, mit sich und den Himmel grollend.

Ein leises Pochen störte ihn in seinem Zustande, Natalie trat ein, freundlich grüßend, und allmählig in Worte übergehend, die sie durch Pausen unterbrach:

„Sie haben Marie gesehen? Ist sie nicht ein Bild des Jammers? Wird sie nicht ihre berühmte Schönheit ganz verlieren, und nur zur größten Häßlichkeit übergehen? — Wie ich sie kenne, wird sie selbst künftig sich in Dunkelheit vergraben, und ich halte es für Zeit Ihnen ihre ganze Geschichte, die mit der meinigen innig verbunden, zu erzählen."

„Mein Vater war ein reicher Kaufmann in Wien, seiner Abstammung ein Grieche, Namens Dobricz; er war eng verbunden, mit Sander, Mariens Vater, beide seit langer Zeit Wittwer, und

ich sowohl wie Marie ihre einzigen Töchter. Wir beide Mädchen wurden zusammen erzogen, erhielten den besten Unterricht. Als wir in das jungfräuliche Alter traten, umschwärmten uns viele Anbeter, die mich die schöne Statue, und Marien das schöne Gemälde nannten. Mit 17 Jahren verlobte man mich mit den Banquie von Braun, einem Manne von dreißig Jahren, der feinen Ton hatte, kein übles Aeußeres und großen Reichthum besaß. Unsere Hochzeit sollte mit meinem achtzehnten Jahre stattfinden, und ich wartete sehnlichst darauf — warum soll ich es verhehlen — mir schien diese Verbindung alle Wünsche zu befriedigen. — Die Zeit trat näher heran; ich bemerkte bei meinen Vater einige Verstimmtheit, er ward verschlossen, sah mich wenig, und unser Umgang floh uns. Noch nicht wissend, was diese Veränderung bewirkt, wiewohl sie mir sehr auffiel, kam eines Morgens mein Vater und entdeckte mir, daß er durch Unglücksfälle total ruinirt sei, nicht das Geringste mehr sein nennen könne, sogar Gefängniß erwarte. Wer mich retten kann, ist Braun, sagte er; aber ich traue es ihm nicht zu, will es jedoch versuchen. Ich brauche viel, sehr viel, er wird es nicht geben, wird die Verbindung mit Dir auflösen, und da ich dies voraussehe, will ich Dir

gestehen, wie ich bestimmt weiß, daß er ein ganz verdorbener Mensch ist. Er liebt Trunk und Spiel leidenschaftlich, Du würdest nie glücklich mit ihm sein, wenn nicht das Bewußtsein, Deinen Vater gerettet zu haben, Dich über Alles erhebt. Damit ging er und kam sehr bald zurück, Verzweiflung malte sich in seinem Gesicht, und mit gebrochener Stimme sagte er mir: ich gehe zu Grunde, doch Du wirst gerettet, das tröstet mich: Braun ist noch schlechter als ich je dachte. —

In mir tobten alle Leidenschaften; Schmerz über meines Vaters Zustand, Scham über die Armuth, die mir drohte, gekränktes Ehrgefühl, daß ich den Bräutigam verlieren und der Welt zum Spott dienen sollte, kämpften mit einander. Um einen Versuch zu wagen diesen Unheil zu entgehen, bezwang ich mich und ging selbst zu Braun. Er ließ mich nicht zu sich, rief mir durch die Thüre zu daß wir Beide nichts mehr angingen, und ich wankte betäubt fort. Ein Nervenanfall, eine lange Starrsucht, waren die Folgen. Als ich geheilt war, wurde mir schonend mitgetheilt, daß mein armer Vater im Gefängnisse gestorben sei, und ich nichts besäße, als mich selbst; auch möge ich, da ich gesund sei, nun für mich sorgen.

Erlassen Sie mir, meine neu erwachten Gefühle

zu beschreiben. Ich entschloß mich, Schauspielerin zu werden, in Musik und Gesang war ich dazu weit genung gediehen, meine Krankheit aber hatte mein Gesicht völlig zur Leiche geschaffen, und auch dieses letzte Mittel glükte mir nicht. Da besuchte mich ein Hofrath, der Rechtsfreund meines Vaters und sagte mir, daß er zu meinem Vormunde bestellt, den Herrn von Braun in Anspruch genommen habe, daß dieser, der eine anderweite Verbindung wünsche, mir eine große Summe zur Disposition stelle, wenn ich meinen Rechten auf ihn entsagen wolle, und daß er, der Vormund, mir dazu riethe; auch möge ich nicht lange säumen, indem ich den Wankelmuth des Mannes kenne. Meine Bedenklichkeiten wußte er mir auszureden, und ich empfing 30,000 Dukaten.

Daß ich diese nahm, thut mir nicht leid; sie waren geringer Ersatz für das, was ich verloren hatte. Wer aber malt mein Entsetzen, als ich später erfuhr: Die neue Verlobte Braut war — Marie! — Ihr Vater war ebenfalls bankerott geworden, sie besaß so wenig wie ich; aber ihre Schönheit, die in bunten Farben prangte, hatte den Wüstling angezogen. Das war für ein Mädchen, wie ich, zu viel Kränkung, ich nahm mir fest vor, mich an ihr und ihm zu rächen.

Sie sind vor zwei Jahren verbunden worden, und Mariens Vormund, ein raffinirter Mann, wußte die Sache einzuleiten, daß sie vorweg viermalhundertausend Gulden als freies Eigenthum erhielt. Wie Braun dazu bewegt worden, weiß ich nicht, es ist aber geschehen, und reizte meinen Racheburst noch mehr.

Ich erfuhr, daß Marie von ihren Gatten sich getrennt hatte und nach Teplitz gegangen sei; er hatte ihr einen schwarzen Eunuchen als Ehrenwächter mitgegeben. Ich eilte nach, fand sie, und bewog sie, zu entfliehen. Geldmittel besaßen wir Beide überflüssig; dem Mohren, dessen Vorliebe zu geistigen Getränken unüberwindlich war, brachte ich darin einen Schlaftrunk bei, und wir entfernten uns mit Eilpferden. Marie war noch leichtsinnig wie früher, und sie erklärte mir, daß sie beschossen habe, sich den ersten besten Mann anzueignen, den sie finden würde, wenn er ihr gefiele; auf meine Entgegnung, daß dies kein Glück bringen würde, spottete sie meiner und meinte, sie wisse schon Gegenliebe zu erregen.

So fanden wir Sie, Herr Walter, als unser Wagen in den Gebirgswegen beschädigt worden, und Sie wissen das Weitere. Wer uns bei Ihnen einholte, war Herr von Braun mit seinem Schwar-

zen, und wer sie zurückhielt, war ich! wie erschrack der Elende, als er mich sah, all seine Kraft war gelähmt, und daß er, wie die Andern zum Schlaftrunk griff, um sich zu stärken, befreite uns ganz von ihm. Uebrigens ist er jetzt hier in Paris."

Diese Erzählung, die Natalie öfter durch Stillschweigen und heftige Bewegungen unterbrach, war nicht dazu geeignet, unsern Gustav aufzurichten; wie ein Verbrecher hörte er ihr zu. Marie verheirathtet? ihr Gatte hier? sie für mich verloren? wird er sie jetzt noch verlangen? Diese Fragen durchflogen seine Seele, zur Antwort war er unfähig.

Natalie sah ihn triumphirend an, trat vor ihn und fuhr fort:

„Ich sehe, diese Mittheilung verändert Sie, o hätte ich nur eher gesprochen wie manche bittere Stunde weniger hätte ich verlebt! Theuerster Gustav, ein Mann ist nur in der Welt, den ich mit aller Kraft meines Herzens zugethan bin, und der sind — Sie!

Betreten starrte Gustav im Zimmer umher, Nataliens Blicke vermeidend, die ihn verschlangen, dann antwortete er: „Wenn ich Marie aufgebe, würden Sie mich achten können? Geben Sie mir

Zeit, und denken Sie auch nach, ob wir zusammen passen."

Stolz stand Natalie auf; sie warf einen zürnenden Blick auf ihn, und erwiederte mit dumpfer Stimme: „Sie haben recht, wir passen nicht zusammen, Ihnen muß man mit Leichtsinn entgegenkommen, wie Marie." Zürnend und rasch entfernte sie sich, und ließ ihn im Zustande der Vernichtung zurück. „Heilige Nemesis!" rief er aus, die Augen thränenvoll zum Himmel gerichtet. „Du hast mir erreicht und gerichtet. Ich habe es verdient."

Acht Tage war er umher gefahren, hatte Paris vermieden, das ihm Reue und Unwille erweckte; endlich gewann das Herz, er fuhr zurück nach der Chaussee d'Antin.

„Madam läßt dringend bitten, gleich zu ihr zu kommen," bemerkte der Portier, und festen Muthes der Sache ein Ende zu machen, stieg Gustav hinauf. Wie erbebte er als er Mariens Stimme hörte; wie wird sie aussehen? dachte er, und trat durch die Thür.

„Endlich, Du Schwärmer! Denkst Du, ich bin ewig krank?" hörte er als Anrede. Jetzt betrachtete er sie genauer, ihr Gesicht war rein und glatt. Marie bemerkte sein Erstaunen: ja verän-

dert bin ich," lächelte sie, „doch werde ich bald die alte sein, ich habe mit der seltensten Geduld alle Schmerzen ertragen, um mich Dir zu erhalten. Du wirst heute hier bleiben, denn ich bin sonst allein, Natalie hat mich vor einigen Tagen verlassen."

Natalie! Dieses einzige Wort rief Alles zurück, was seinem Gedächtnisse entflohen war; befremdet fuhr er zusammen, suchte Worte, fand jedoch keinen Eingang, sondern fragte kurz: „Bei Ihnen soll ich bleiben, Frau von Braun?"

Erst bebte sie, lächelte dann, und erwiederte: „ich bin nicht Frau von Braun, sondern Marie Sander, und will Marie Walter werden."

Sie ist wohl in der Verstellung weiter, als man glauben kann, dachte er, sah aber in das offne helle Auge; daß kann nicht lügen, sollte Natalie es gethan haben?"

Laut sprach er: „ich habe gehört daß Du Frau von Braun seist, und daß von Natalie!"

„Natalie!? Unmöglich, die weiß es besser, und wenn sie daß gesagt, muß sie das Gedächtniß verloren haben. Auch ist sie ohne Abschied fortgereist, daß hat sie noch nie gethan."

In Gustav's Innern tagte es jetzt, und er bat

Marie um nähere Auskunft. Diese gab sie gern wie folgt:

Der Kaufmann Sander in Wien, Mariens Vater, war durch den Fall des Dobricz mit fortgerissen worden, weil er ihn zu retten versucht, und sein Vermögen dazu fruchtlos verschwendet hatte. Vom Schreck darüber befiel ihn ein Schlagfluß, der ihm erst Sprache, dann Leben raubte; Marie, die verwaiste Arme, bekam einen Vormund, der sehr klug verfuhr, und sie zur Braut des Herrn von Braun bestimmte, worüber sich die ganze Stadt wunderte, noch mehr fiel es auf, als man erfuhr, welch ansehnliches Vermögen er ihr nicht blos verschrieben, sondern auch eingehändiget hatte. Als dies aber geschehen war vertraute ihr der Vormund, das Braun ihrer ganz unwerth und sie berechtigt sei, ihre Verbindung aufzuheben, und dennoch ihr Vermögen zu behalten. Dies zu thun, wurde sie wider ihren Willen genöthigt, weil sie als Unmündige nicht ihren Vortheil vergeben durfte, durch den Vormund aber wurde sie benachrichtigt, daß ihre Großmutter in Paris, von wo ihr Vater im Kriege 1815 seine Frau mitgenommen, ihre Mutter enterbt, und ihr Vermögen Marien ausgesetzt habe, mit der Bedingung das Zins auf Zins gelegt, und am 26. August 1837, als an ihrem

20sten Gīrburtstage, es ihr ausgezahlt werden sollte, wenn sie alsdann noch unverheirathet sei, andern Falls sollte es andern weitläuftigen Erben zufallen. Braun, der ohne Zweifel Nachricht von diesem Verhältnisse erhalten hatte, obgleich das Testament ein Geheimniß bleiben sollte, hatte deshalb so emsig auf die Verlobung bestanden, und die Verbindung aufgeschoben, selbst eine hohe Summe geopfert, um Höheres zu erlangen, wozu ihm der Vormund vermuthlich Beihülfe versprochen. Der Vormund selbst aber, ein gewissenloser Mensch, hatte seinen Einfluß benutzen wollen, um Marien zu einer Verbindung mit ihm selbst zu bewegen, hatte sogar niedrige Mittel angewandt, war in Teplitz mit Braun zusammen gegen sie aufgetreten, und hatte durch einen falschen Kopulationsschein die Behörde zum Beistande zu bewegen gesucht. Marie hatte, ohne fremden Rath, ein unerfahrnes Mädchen, nur Frist zu gewinnen gesucht, und sich gefallen lassen, daß man ihr den Neger Mungo, einen rohen tückischen Eunuchen, der wirklich aus einen Serail herstammte, zum Diener und Wächter aufgedrungen, (denn das saubere Paar entfernte sich, um Einer den Andern zu betrügen, und ihren Lüsten zu fröhnen,) und sich in der Gewalt des Mohren gesehen, als Natalie nach

Teplitz gekommen war, und sie sofort befreite. — Marie hatte in halben Scherz geäußert, daß sie unterweges einen Mann, der ihrer würdig sein möchte, welchen Standes, gleichviel, gewinnen wolle, und auf Nataliens Widerspruch Ernst daraus zu machen gesucht, und auf diesem Wege unsern Gustav gewonnen, dem sie tausend süße Worte hierbei gab, und der ganz unverhofft den Himmel gewonnen hatte. Sie beruhigte ihn gänzlich, als sie ihm bestimmt versicherte, daß sie Braun sein Vermögen vollständig zurückgeben würde."

Aber wie konnte Natalie die Geschichte Mariens so entstellt ihm beibringen, und damit ihm bis zur Verzweiflung bringen! Der Grund lag offen vor ihm; es war eine grenzenlose Leidenschaft zu ihm, hatte ihm aber früher ihr ganzes Wesen abgestoßen, so war er jetzt überzeugt, daß ihr Herz verderbt, und ein Gegensatz von Marien war, jedoch verschwieg er Letzterer ihre Erklärungen, und entschuldigte so gut er konnte.

Marie erblühte auf's Neue. Der Tag, der ihr Vermögen und Mündigkeit geben sollte, rückte näher, und unser Paar lebte im glücklichsten Einverständniß.

Als Marie ganz hergestellt war, fuhr Gustav mit ihr nach Versailles. Sie verbrachte dort den

Tag, und kehrten erst gegen Abend zurück. „Die andere Dame ist hier gewesen, und hat nach Ihnen gefragt und sich wieder entfernt," berichtete der Portier. Die Nachricht durchbebte Gustav, und er begleitete Marien, nichts Gutes ahnend, in ihre Stube, sah allenthalben umher, ob nicht etwas Verborgenes drohe, oder ein Brief, der neue Verwicklungen herbei führen möchte, zurückgelassen sei, fand aber nichts. Marie schellte, ihr Mädchen kam nicht, und sie ging auf deren Zimmer. „Susette ist ausgegangen, hat aber Limonade hergesetzt, meinen Durst vermuthet." Damit trank sie, fand das Getränk köstlich, und goß noch Wein hinzu, um es Gustav zu reichen, der den Rest leerte, dann Marien eine gute Nacht wünschte, und auf sein Zimmer ging, sich schlafen zu legen.

„Ich habe sehr lange geschlafen," äußerte er, und blickte im Zimmer umher; es war noch das alte, hatte aber ein verändertes Ansehen; er wollte aufstehen, fiel jedoch kraftlos zurück. Eine Fremde bejahrte Frau trat ein, ermahnte ruhig zu bleiben, und reichte ihm einen Löffel Arzenei „Was soll ich damit?" fragte er befremdet, „ich bin nicht krank, weiß nur nicht, wo die Mattigkeit herrührt." — Sie schüttelte den Kopf, ging hinaus, und brachte Herrn Chuillier, den Hauswirth, mit herein. „Gott

sei Dank!" rief dieser, schüttelte Gustav die Hand und fügte hinzu: „Der Arzt meinte, wenn Sie heute bei Besinnung sein würden, sei alle Gefahr vorüber. Aber es hat viel Mühe gekostet."

„Erklären Sie mir doch, ich bitte darum, bin ich wirklich krank gewesen?" fragte Gustav.

„Recht sehr," erfolgte zur Antwort, „wir glaubten Sie schon der Ewigkeit geweiht; die verdammte Cholera griff Sie hart an." —

„Wo ist Marie?" fragte bebend Gustav. Der Wirth sah ihn lange an, zuckte die Achseln und wies mit der Hand zum Himmel; Gustav fühlte kalten Schweiß und sank bewußtlos zurück.

Er fühlte sich durch gewaltsame Mittel in's Leben zurückgerufen, sein erstes Wort war: „Marie."

Der Wirth bat einige Tage zu warten, er solle Alles erfahren; der Kanke aber stieg wüthend aus dem Bett und eilte zum Fenster. Aufgehalten und zurückgetragen, erklärte er, daß ihm nur Gewalt im Bett halten solle, wenn man ihm aber genügende Auskunft gebe, versprach er ruhig zu sein.

Nun erfuhr er, was wir hier in der Kürze erzählen wollen:

Dem Wirthe war von höherer Hand aufgetragen, unserm Gustav Beistand zu leisten, wenn es nöthig würde. Vor acht Tagen, um zehn Uhr

Abends, hörte man in seiner Wohnung Lärm, stieg hinauf, und fand den Bedienten und das Mädchen beim Erbrechen der Schränke beschäftigt, während Gustav und Marie in Konvulsionen lagen. Die Bedienung ward arretirt, schnell ein Arzt geholt; ehe dieser jedoch kam, war Marie schon verschieden, und Gustav wurde nur durch schleunige Hülfe am Leben erhalten, war aber bis jetzt bewußtlos geblieben. Inzwischen war Marie beerdiget worden, nach der Beerdigung ein Deutscher mit einem Mohren im Gefolge erschienen, der sich für ihren Erben ausgab, und die Papiere nach sich nehmen wollte. Der Wirth hatte ihn an die Gerichte verwiesen, und er sich bis jetzt nicht gemeldet.

„Dagegen ist," sagte der Wirth, „ein Testament vorhanden, daß Madame in der Pockenkrankheit aufnehmen ließ, worin Sie, Herr Walter, zum Erben erklärt sind, und ich gratulire, sie werden ein Millionair, das Verzeichniß ist schon aufgenommen, und Herr Teisser, ein Notar, hat ein anderes Testament überbracht, wonach Sie, als Erbe von Madame, deren Vermögen empfangen, daß unermeßlich ist."

Im dumpfen Schmerze überhörte Gustav das Letztere. Marie todt! Diese Nachricht durchbohrte sein Inneres, und wie? offenbar durch Gift, und

von wem? von Natalie. Er machte sich die herbesten Vorwürfe, daß er nicht vorsichtiger gewesen, da ihn doch Böses geahnt habe; wozu diente aber das Alles? „Todt bleibt todt,“ sagte er in Verzweiflung, „und ich muß leben, um die Theuerste zu rächen.“ Verstummend lag er, hörte und sah nichts, tausend Gedanken folterten ihn; nach zwei Tagen erhob er sich und wankte nach Mariens Grabe; im stillem Schmerze sank er thränenlos hin, und bewußtlos brachte man ihn zurück.

Am 11. October 1837 waren in einem Zelte vor Konstantine mehrere französische Generäle und Offiziere versammelt; einige Damen saßen auf Feldstühlen, und nicht sehr entfernt hörte man Kanonendonner.

„Die Bresche wird heut noch nicht practikabel,“ sagte General Damremont, der Oberbefehlshaber, zum General Valée, Kommandanten der Artillerie.

„Das ist auch nicht zu verlangen, General,“ erwiederte dieser, „heute erst hat die Bresche-Batterie ihr Feuer eröffnet, und mit dem bisherigen Erfolg bin ich ganz zufrieden.

Der Ober-General Darmremont war als solcher nicht gern gesehen. Sein Talent wurde an-

erkannt. aber man gedachte mit Unwillen, daß er im Aprill 1814 als Adjutant des Marrschalls Marmont die Kapitulation desselben mit den Verbündeten eingeleitet hatee, und der Franzose betrachtete solche als nicht ehrenvoll. Zu dem war der Obergeneral älteren Generälen vorgezogen worden, und der Marschall Klausel, der im Jahre 1836, von Konstantine zurückgeschlagen worden war, hatte, trotz seines Unfalles, mehr Zuneigung besessen. Damremont wußte dies; nach Ruhm dürstend, betrieb er den Angriff von Konstantine auf's Aeußerste allenthalben fand man ihn, den größten Gefahren Trotz bietend; er belebte den Eifer der Truppen dadurch, und erweckte ihren Ehrgeiz, daß eine Stadt, mit starken Mauern und Thürmen umgeben, nicht durch eine langsame Belagerung nach allen Regeln angriff, sondern ohne die gewöhnlichen Förmlichkeiten vier Batterien auswerfen ließ, von denen eine den Sturm durch Legung einer Bresche vorbereitet werden sollte.

Jetzt neigte der Tag sich zu Ende, eben hatte er die Wirkungen der Batterie beobachtet, und fand seine Erwartung nicht befriedigt, wie wir aus seinen Worten ersehen.

„Wenn die Nacht dunkel wird, und der Mond-

schein nicht zu hell, will ich die Bresche-Batterie einige hundert Meters vorbringen," sagte Valée.

Damremont erwiederte. „Dies halte ich für so nothwendig, daß ich es wünsche, selbst wenn die größte Gefahr damit verbunden wäre, und ich selbst will dann die Arbeit leiten."

„Diese Leitung kommt mir zu, General-Gouverneur," erwiederte Valée, und Gefahren werden mich nicht abhalten, wohl aber die Rücksicht darauf, daß der Feind durch sein Feuer uns die Annäherung unmöglich machen kann. Der bedrohte Punkt ist mit Geschütz von größtem Kalieber hinlänglich besetzt, und wir bringen weder eine Picke, noch einen Mann bedeutend vorwärts, ohne sie zerschmettert zu sehen, sobald der Feind sie sieht. Hauptsächlich will ich jetzt das Feuer verdoppeln, um seine neuen Schirmwerke zu vernichten; mit Einbruch der Nacht ein Mehreres."

„General Perregaux," redete Damremont einen andern General an, „was meinen Sie dazu?"

„Vallée wird Recht haben," entgegnete dieser freimüthig, auch müssen wir einige deckende Arbeiten für die Sturm-Kolonen bereiten, wenn diese nicht unnütz geschwächt werden sollen. Ueber die Bresche selbst bin ich andrer Meinung, sie wird breit genug, und ich glaube auch zugänglich, daher

schlage ich vor, sie durch einige Freiwillige zu recognosciren, wenn die Dunkelheit einbricht."

„Ein kühnes Wagestück! Haben Sie Leute dazu, Oberst Combes?" fragte Damremont einen Offizier. —

„Nie fehlen diese, wo Franzosen sind," erwiederte Combes, „erlauben Sie, mein General, daß ich Ihnen gleich einen vorstelle, der um gefährliche Aufträge gebeten hat." — Er winkte zum Zelte hinaus, und herein trat ein Grenadier vom 47sten Regiment im Parade-Anzuge, militairisch das Gewehr präsentirend.

„Der General wünscht, Grenadier," redete der Oberst ihn an, „daß ein Freiwilliger die Bresche recognoscire. Wollen Sie es thun?"

„Zu Befehl, Oberst," erwiederte der Grenadier, machte Kehrt, und bückte sich um durch durch die Zeltöffnung zu gehen.

„Nicht also braver Freund," sprach Damremont, „erst trinke ein Glas Wein mit uns, Du bist jedem General an Werth gleich. Gewisser Tod wäre es, wenn Du jetzt den Feuerschlünden entgegen gingest, das gebe ich nicht zu, Warte bis Du Befehl erhältst."

„Den Tod fürchte ich nicht," ertönte einförmig

aus dem Munde des Soldaten, „ich suche ihn vielmehr.“

„Dieser Grenadier, Ober-General,“ wandte sich der Oberst Combes zu Damremont, „ist ein Freiwilliger, ein Deutscher, erst vor acht Tagen in Saumah zu uns gekommen, aber es giebt keinen Braveren. Ich nenne ihn meinen Freund“ — damit bot er ihm die Rechte.

„Mein braver Grenadier, hier die andere Hand,“ sagte Damremont, „Sie sollen nicht in die Bresche; wer den Tod sucht, kann mir dort nichts nützen, sondern der, der das Leben und den Kopf behält.“

„So werde ich es versuchen,“ erwiederte der Grenadier, „und um Ihnen gewiß zu genügen, ein paar Kameraden mitnehmen, dazu findet sich Jeder bereit.“

„Der wahre Muth ist nie ohne Bescheidenheit,“ mit diesen Worten trat ein junger Mann in Generals-Uniform hervor, den die andern ehrfurchtsvoll begrüßten; es war der Herzog von Nemours. „Hier auch meine Hand, wackerer Kämpfer, aber wir kennen uns ja schon, nicht wahr? Sie sind immer auf gutem Wege?“

Der Grenadier — unser Gustav — erkannte in dem Herzoge den Mann, der ihm bei der Steintreppe im Tuillerien-Garten den geretteten Knaben

einst tragen half. Gustav war zwar noch kenntlich seine Züge hatten sich nicht verändert, das Auge aber einen finstern verschlossenen Blick angenommen; der Herzog bemerkte dies und munterte ihn auf, Lebensmuth zu zeigen.

„Hat sich dieser Soldat schon ausgezeichnet, Oberst?" fragte der Herzog.

„Gnädiger Herr, er war immer an der Spitze, als wir das Plateau besetzten, und er muß zaubern können, denn die Kugeln hagelten um ihn, der dennoch unversehrt blieb," erwiederte der Oberst.

„So erlauben Sie mir, General Damremont," redete der Herzog diesen an, „den braven mit dem Kreuze zu schmücken." Dabei nahm er sein eigenes Ehrenkreuz, heftete es auf Gustavs Brust, und bat um dessen Beförderung zum Offizier, die Gustav aber sich vorläufig verbat.

„Vallée heitzt furchtbar ein, ich habe ihn gereizt," sprach General Damremont zum Herzoge, als der Kanonendonner stärker schallte. Indem trat Valée wieder ein, Freude im Gesicht strahlend, und jauchzte: „Der Mond wird von Wolken umdüstert, diese Nacht ist unser, und Morgen Konstantine.

„Grenadier," sagte Damremont, „so wie das Feuer schweigt, gehen Sie mit zwei Kameraden bis zur Bresche, aber ich bitte um Vorsicht. Jetzt stärken Sie sich," damit reichte er ihn ein Flasche Wein, die Gustav mitnahm.

Als er sich entfernte erhob sich eine weibliche Figur aus dem schon dunkeln Hintergrunde, und schaute ihm nach. „Er ist es, gefunden! lispelte sie leise, „nun weiter Glück."

Agnes

Bd.: 2

[ca. 1850]